This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495343 5

Presented by

to the
New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

---

39. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

Eilfter Theil.

1. Der Einsiedler auf dem Monserrat.
2. Horimir, (Böhmische Sage.)
3. Quintin Messis.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243742
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Der Einsiedler auf dem Monserrat

Der Einsiedler auf dem Monserrat.

Als nach jener erzwungenen zweyten Thronentsagung Karls des Vierten die Französischen Heere in furchtbarer Zahl in Spanien einrückten, befand sich bey einem der Regimenter, welche damahls zuerst diesen Boden betraten, der junge Capitän La Chartelliere, den nicht bloß die Aussicht auf Kriegsruhm und schnelle Beförderung, sondern auch manches andere, stillere Band mit jugendlicher Freudigkeit in dieses Land zog. Seine Mutter stammte aus einer Spanischen Familie, die, aus Navarra herübergewandert, sich unfern von Bayonne niedergelassen hatte. Noch lebten mehrere seiner Verwandten in Pampeluna, und ein Groß-Oheim väterlicher Seits stand seit langen Jahren mit Würde und allgemeiner Erbauung dem Benedictinerkloster auf dem Mo

ferrat vor. La Chartelliere fand überall freundliche Aufnahme, die fremde Natur, die fremde Sitte zog ihn an, und die Eroberung eines Landes, wo nur Aberglaube und Unwissenheit herrschten, schien ihm und allen seinen Kameraden ein leichtes und bald beendetes Werk. Sieg, Ruhm und Glück schwebten vor seinen Blicken, und so folgte er mit hoffnungsvoller Seele dem Rufe, der ihn weiter in's Land hineinrief.

Aber die leichten Siege, welche Napoleon seinen Truppen verheißen hatte, das wiederhohlte Aufpflanzen der Französischen Adler auf den Wällen von Lissabon und viele andere, mehr gewünschte als erwartete glückliche Ereignisse blieben aus. Die Spanische Nation ermannte sich, harte Kämpfe, Unsicherheit, Verrätherey, Verfolgung erhoben sich von allen Seiten gegen das Französische Heer, in jedem Spanier stand ihnen ein unversöhnlicher Feind auf. Mißmuth, Mangel, Seuchen rissen unter den immer abnehmenden Schaaren ein, und die verstörten Gemüther fanden sich endlich in sich selbst nicht mehr zurecht. Der Feldherr, dem La Chartelliere als Adjutant zugegeben war, und der ihm väterlich wohlgewollt hatte, war meuchlings in dem Hause, in dem er einquartirt gewesen, ermordet worden, und nur

ein Zufall hatte das gleiche Schickſal von ſeinem Adjutanten abgewandt. Der General, der an ſeine Stelle kam, gab La Chartelliere's Feinden Gehör, und dieſer ſah ſich überall zurückgeſetzt, die allgemeine Sache ging immer ſchlechter und mit jedem Verluſte der Franzoſen wuchs der Spanier Muth, unerhörte Grauſamkeiten wurden von beyden Seiten begangen; La Chartelliere ſah eine Hoffnung nach der andern ſchwinden, eine Beſchwerde, eine Gefahr nach der andern ſich vor ihm aufthürmen. Mißmuthig, niedergebeugt, krank durch Wunden und das Klima, war er endlich genöthigt, ſich von dem Generale Urlaub zu erbitten, um ſeine ganz zerrüttete Geſundheit einigermaßen wieder herzuſtellen.

Sein erſter Gedanke war auf den Monſerrat. Früher ſchon, auf ſeinem Einmarſche, hatte er den Groß-Oheim dort beſucht, und ſich als ein frohgeſinnter Jüngling, der, während der Revolution erzogen, von Kloſtergebräuchen, geiſtlicher Würde und frommer Einfalt keinen Begriff haben konnte, an der ſeltſamen Lebensart der Mönche und Einſiedler halb wundernd, halb ſpöttiſch ergetzt.

Jetzt ſtanden die Sachen anders. Das Unglück hatte die ſtolzen Wipfel von des Jünglings Hoffnungsbaume geknickt und alle ſeine Blüthen

verfehrt. Weggerückt von ſeinen Ausſichten in die Zukunft, gebrochen durch Krankheit, im Innerſten verletzt durch gekränkten Stolz, und mehr als alles das, beunruhigt durch Zweifel an der Rechtmäßigkeit eines Kriegszuges, den er jenſeits der Pyrenäen, im revolutionären Frankreich, mit ganz andern Augen betrachtet hatte, als hier, wo die Würde einer edlen Nationalität, alte Formen, heilige Rechte, die Macht des kindlichen Glaubens und die Majeſtät der Religion in nie geahneter Hoheit vor ihm ſtanden, kehrte er langſam und trüb auf demſelben Wege zurück, den er vor drey Jahren voll froher Hoffnung hingegangen war.

Wie er aus Martorell herausfuhr, wo ein alter Triumphbogen an die Herrlichkeit und den Verfall des Römerreiches, an ſeine ungerechten Kriege, ſeine treuloſe Politik und ſeinen Untergang den jungen Franzoſen mit bitterer Gewiſſensrüge mahnte, und nun auf einmahl auf weiter Ebene der ungeheure Berg mit ſeinen Rieſengliedern, ſeinen zerſpalteten Gipfeln, ſeinen umſchleyerten Höhen erſchien, da ergriff eine ſonderbare Empfindung ſein Herz. Der Gedanke: dort wohnt die Heilung und der Friede, wenn ſie noch irgend auf Erden anzutreffen ſind, ertönte, wie von unbekannten Stimmen ausgeſprochen, in ſeinem In-

nern. Ein Gefühl von Hoffnung, das ihm lange fremd gewesen, verbreitete sich mit milder Wärme in seiner Brust, er athmete tief auf, und eine Thräne feuchtete das dunkle Auge, das unverwandt an dem wunderbaren Berge hing.

Jetzt zeigte sich ihm das Kloster auf der halben Höhe des Berges, an die Felsen gelehnt, die es schirmend in ihrem Schooße zu bewahren schienen. Allmählich unterschied er in Felsenritzen oder auf den spitzen Gipfeln der Felsenmauren die Einsiedlerhütten, die, von umschattenden Gärtchen hervorblickend, die stille Einfalt, wie den frommen Muth ihrer Einwohner verkündeten.

Ein bequemer Weg, zur Erleichterung der vermöglichen oder kranken Reisenden angelegt, erlaubte ihm in seinem Wagen bis auf die kleine Ebene hinauf zu fahren, die sich vor dem Kloster hinstreckt, und wo eben in dieser Stunde den ermüdeten oder dürftigen Pilgrimmen von den wohlthätigen Mönchen Speisen und jede andere Nothdurft gereicht wurde. Auch ihn empfing man freundlich, und sein Groß-Oheim, der bereits von seiner Ankunft unterrichtet war, ließ sogleich Alles vorkehren, was zu seiner Ruhe und Erquickung nöthig war.

Seltsam, aber wohlthätig, berührten die tiefe

Stille, die pünctliche Ordnung, das stets auf himmlische Dinge gerichtete Streben seiner neuen Hausgenossen den jungen Krieger, der aus dem wildbewegten Leben und der sündlichen Gleichgültigkeit eines Französischen Lagers sich auf einmahl unter die Mönche auf dem Monserrat versetzt sah. So fand sich La Chartelliere auch bald in seine neue Lebensweise, und was ihm in den ersten Tagen wunderlich vorkam, ja manchmahl ein geheimes Lächeln abnöthigte, wurde ihm nach und nach gewöhnlich, und endlich lieb. Sein [illegible] fühlte die wohlthätigen Wirkungen der Stille und Ordnung unter den heilenden Händen erfahrner Priester schlossen sich seine Wunden, in der reinen Luft, bey stärkender Nahrung erhohlten sich seine gesunkenen Kräfte, aber noch lange nicht erhob sich der gedrückte Geist, und keine Heiterkeit, kein Lebensmuth kehrte in das zerstörte Gemüth ein.

Doch war es ihm Beschäftigung und Zerstreuung zugleich, überall im Kloster und im Hospitium herum zu gehen, Alles zu besehen und an den Geschäften der frommen Priester, so weit es sich thun ließ, hülfreichen Antheil zu nehmen. So wie seine Kräfte sich vermehrten, stellte er weitere Wanderungen an, klomm auf die nächsten Felsenzacken und schlüpfte in die Schluchten hinein, wo die Einsie-

beleyen der älteren Eremiten ſtanden, deren Jahre ihnen nicht mehr erlaubten, ſich weit vom Kloſter zu entfernen. Endlich dehnte er ſeine Spaziergänge noch mehr aus, und kam unter andern in eine entfernte Einſiedeley, die mit ihrem Garten auf einem der höheren Bergesſpitzen, halb verſteckt zwiſchen Felſen und Gebüſch, ungemein freundlich da lag.

Es war ein kleines, nettes Häuschen, an Bauart den andern ähnlich; aber Alles, in und um dasſelbe, trug das Gepräge eines feineren Geiſtes. Der kleine Garten war geſchmackvoller angebaut, und reicher an Blumen, die theils dazu dienten, die Gemüſebeete mit bunten Einfaſſungen zu zieren, theils in Töpfen, auf niedliche Geländer geſtellt, der ganzen Anlage ein Anſehen von Eleganz gaben. La Chartelliere ſtand eine Weile an der Verzäunung ſtill und ergetzte ſich an dem angenehmen Anblick. Auf einmahl hörte er neben ſich ein kleines Geräuſch und der Einſiedler trat aus einer Laube, in der er geleſen hatte. Er war ein Mann von mittleren Jahren, deſſen Züge in der Jugend ſehr angenehm geweſen ſeyn mußten. Ein edler Anſtand behauptete ſich auch unter dem groben Mönchsgewande, und aus der beſchatteten Kapuze blickten

unter schön gewölbten Bogen große, dunkle Augen mit düsterem und mildem Ausdrucke hervor.

Er ging unter seinen Pflanzungen umher, richtete hier eine gesunkene Blume auf, band dort eine fester an den schützenden Stab, raufte da ein Unkraut aus, tödtete dort ein schädliches Insect, und wie nun auf einmahl die Mittagsglocke ertönte, entblößte er ehrerbiethig den Scheitel, faltete die Hände und sprach sein Gebeth, dann schritt er rasch an dem Orte vorüber, wo der Fremde stand, und schien in's Haus gehen zu wollen. Aber La Chartelliere's Anblick machte ihn stutzen. Der Offizier grüßte achtungsvoll, und sein Gruß wurde mit einem Anstande, den die Demuth des Eremiten nicht verschleyern konnte, erwiedert. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Der Einsiedler, Bruder Ildephons, erinnerte sich des Neffen seines verehrten Abtes recht wohl, den er schon einige Mahle im Kloster gesehen, und von der Ursache seines Aufenthalts auf dem Monserrat gehört hatte. Freundlich öffnete er das Pförtchen der Verzäunung, die nur zum Schutz gegen die Thiere um die liebliche Schöpfung des Gärtners gezogen war. La Chartelliere trat in den Garten, und da der Einsiedler vermuthete, daß sein Gast der Erhohlung bedürfe, lud er ihn ein, an dem kleinen Mahle, das er so

eben zu verzehren im Begriff geſtanden habe, Theil zu nehmen. Bruder Ildephons hatte richtig geurtheilt; aber auch ohne dieſes Bedürfniß würde der junge Franzoſe gern einer Einladung gefolgt ſeyn, die ihm Annäherung zu einer, wie Alles ihn vermuthen ließ, intereſſanten Bekanntſchaft verhieß. Man trat in das Haus. Über einen netten Vorſaal, wo Binſenmatten und Strohgeflechte theils die Reinlichkeit erhielten, theils von dem Fleiße des Einſiedlers zeugten, führte der Wirth ſeinen Gaſt in ein großes, geräumiges Zimmer. Hier bath er ihn, eine Weile zu verziehen, und verließ ihn, um Anſtalten zur Erweiterung ſeines Mahles zu treffen. La Chartelliere ſah ſich im Zimmer um. Auf einem Tiſche lagen allerley Saamen, Blumenzwiebel, Meſſer und andere Gartengeräthſchaften, auf dem andern, den der Einſiedler nahe an's Fenſter geſchoben, ſollte getafelt werden. Die übrigen Einrichtungsſtücke waren alle höchſt einfach und höchſt ſauber, und durch die geöffnete Thüre ſah man in die Schlafkammer des Einſiedlers, in der ein kleiner Altar, mit einem Bilde der heiligen Jungfrau, ein Paar Bretter mit Büchern, und das einfache Lager ſich befanden.

Jetzt kam der Eremit zurück. Der Tiſch war bald beſchickt. Gemüſe, Milchſpeiſen, nahrhaftes

Brot und sehr schönes Obst, des Einsiedlers eignes Erzeugniß, machten das kleine Mahl aus, das ein freundliches und geistvolles Gespräch würzte, und den Offizier noch mehr in seiner vorgefaßten Achtung für den Mann bestärkte, der solche Ansichten in solcher Einsamkeit hegte. Was aber, vereint mit der ganzen Umgebung, diesem Besuche ein noch anziehenderes, fast zauberhaftes Gepräge aufdrückte, war die an das goldene Zeitalter erinnernde Vertraulichkeit, in welcher hier, wie in dem Zufluchtsorte der Unschuld, Thiere und Menschen miteinander lebten. Ein Pudel und eine Katze fraßen ohne Zwist aus einer Schüssel miteinander; als das Mahl geendet war, ließ Bruder Ildephons den Ton einer kleinen Pfeife hören, und gleich darauf kamen von dem nächsten Baume allerley Waldvögel durch's offene Fenster herein und pickten ohne Furcht die Brosamen auf, die ihnen der Einsiedler hinstreute, ja einige mehr bekanntere hüpften auf seine Hand und nahmen die Mandelkerne weg, die er ihnen anboth.

Verwundert sah La Chartelliere diesem Spiele zu; dann wollte auch er den Vögeln etwas hinreichen, aber sie flatterten scheu empor, wie die fremde Erscheinung sich ihnen näherte und Bruder Il-

dephons bath ihn mit freundlichem Lächeln, das Ueber zu unterlassen, weil die Thierchen nur die Einsiedler, nicht aber die Fremden kennten, und durch ein voreiliges Zugreifen schon manchmahl verschüchtert und auf lange Zeit entfernt worden wären.

Das Mahl war geendet und La Chartelliere, mit Achtung und Wohlwollen gegen seinen Wirth erfüllt, schickte sich an, sich zu beurlauben, als der Einsiedler ihn bath, seinen Besuch zu wiederhohlen. Die Art, wie er's that, zeigte dem jungen Krieger, daß auch er keinen vorübergehenden, oder ungünstigen Eindruck auf seinen neuen Bekannten gemacht haben mußte. Das erfüllte ihn mit großem Vergnügen und er schied höchst zufrieden mit dem festen Vorsatze, bald wieder zu kommen.

Der Jüngling vergaß seines Versprechens nicht. Am andern Tage klomm er schon wieder den Felsensteig hinauf und traf den Einsiedler in seinem Garten arbeitend; denn diese Bewohner des Monserrat bringen ihr Leben nicht in müßiger Ruhe oder unfruchtbaren Andachtsübungen zu. Sie arbeiten fleißig, ja oft angestrengt, tragen des Tages Last und Hitze so gut, wie der Landmann, und wissen den himmelwärts gerichteten Sinn mit nützlicher Beschäftigung vollkommen zu vereinigen.

Auch Bruder Ildephons empfing den neuen Bekannten mit Freude, bald rückten ihre Gemüther sich näher, und ihre Herzen öffneten sich gegen einander. Der Gang in die Einsiedeley des heiligen Mannes gehörte bald zur Tagesordnung des jungen Kriegers. Er nahm nach und nach Theil an den unschuldigen Beschäftigungen des Einsiedlers in Garten und Zelle, er pflegte mit ihm seine Pflanzen, wartete seine Bäume und lernte Erdarten mischen, um den Blumen schönere Farben oder besseres Gedeihen zu geben und sich an ihrem Fortkommen und ihrer Schönheit zu freuen. Bald wurde er vertraut mit diesen stillen Wesen, sie bekamen ein höheres Interesse, eine Sprache für sein Herz, und sogar die Vögel, die seines Lehrers Tisch besuchten, gewöhnten sich an ihn, und scheuten sich nicht mehr, wenn er ihnen Futter hinstreute, oder zwischen seinen Fingerspitzen both. Eine Ahnung der Ruhe fing an, sich in des Jünglings Herz zu senken, aber der Stachel des gekränkten Ehrgeizes und der Schmerz über so viele zerstörte Hoffnungen hinderten ihre wohlthätige Wirkung, und verzögerten seine volle Genesung.

An regnerischen Tagen, oder wenn La Chartelliere's schwache Gesundheit ihm nicht erlaubte, sich zu ermüden, beschäftigten sie sich im Hause

mit Verfertigung von allerley Gartenbedürfnissen, oder Ildephons hohlte auch wohl aus seinem kleinen Büchervorrathe, in welchem der Franzose mit Erstaunen die besten Classiker alter und neuer Zeit in ihren Originalsprachen fand, ein Buch hervor. Dann bewunderte La Chartelliere das rege Jugendfeuer, ja die Begeisterung, in welche sein väterlicher Freund gerieth, wenn er die dichterischen Arbeiten dieser längst hinüber gegangenen Geister mit eben so schönem als richtigem Vortrage las, wie diese stolze Gestalt sich noch stolzer hob, das düstere Auge voll Jugendfeuer strahlte, und ein angenehmes Lächeln die edlen Züge verklärte. Oft schien es in solchen Augenblicken, als ginge eine glänzende Jugend voll rühmlicher Erinnerungen an der Seele des Einsiedlers vorüber, als wachten Bilder, Gefühle, Wünsche auf, die eine Zeit von beynahe dreyßig Jahren und mancher durchgekämpfte Schmerz nicht ganz zu ersticken vermocht hatten; denn Ildephons brach nicht selten mitten in einer gefühlvollen oder erhabenen Stelle ab, schlug das Buch zu und verließ auf einige Minuten seinen jungen Freund. Wenn er dann wiederkam, zeigten sich in seinem Gesichte Spuren eines schmerzlichen Kampfes, und eine wehmüthige Ruhe machte sich langsam durch sein ganzes Wesen

Platz. Für diesen Tag und den nächstfolgenden war dann an keine Lectüre zu denken, Ildephons schien jede solche Berührung als verletzend zu meiden, und den Jüngling lehrten sein feines Gefühl und seine Liebe für Ildephons diese Schmerzen ehren.

So vergingen Wochen, Monathe. Ildephons gewöhnte sich je mehr und mehr an den Gefährten seiner Einsamkeit und seiner Arbeiten, und dachte mit Schauer an den Zeitpunct, wo des Jünglings wiederkehrende Blüthe ihn zu seiner Pflicht zurück rufen würde. Auch in La Chartelliere's Brust regte sich derselbe Gedanke; doch scheute sich Jeder, ihn auszusprechen, und ihre Herzen schlossen sich in dem wehmüthigen Gefühle der nahen Trennung fester aneinander. Der Jüngling öffnete dem bejahrten Freunde seine ganze Seele, er vertraute ihm seine zerstörten Hoffnungen, seinen irre gewordenen Glauben, und schüttete alle seine Klagen in den theilnehmenden Busen aus. Mitleidsvoll hörte ihn Ildephons an, und suchte durch seine Ansichten von der Welt und den Menschen, durch seinen dem Himmel zugewandten Sinn, der ihm das Irdische erst in seinem wahren Lichte hatte erkennen lassen, die Seele des jungen Freundes zu stillen, und ihm eine Ahnung von dem tiefen Frie-

den zu geben, den er nun bereits seit Langem, zwischen diesen dem Himmel näheren Felsen, hoch über dem Treiben und Sorgen der Menschen in unschuldiger Beschäftigung und frommer Gesinnung gefunden hatte. Aber La Chartelliere vermochte diese Ansichten nicht zu fassen, und vor Allem wollte sein gekränktes Ehrgefühl sich durch alle Ermahnungen und Warnungen des Einsiedlers nicht zurechtweisen lassen. Dieser Punct war es, der, wenn alles Übrige zur Ruhe gesprochen schien, allein noch wach und rege, immer wieder den Frieden störte, den Ildephons Umgang und die wiederkehrende Gesundheit in der Seele des Jünglings zu verbreiten angefangen hatten.

Die schönsten Momente ihres Beysammenseyns waren die Stunden, wenn nach geendeter Tagesarbeit der Einsiedler den Jüngling mit sich auf eine von den Felsenkuppen führte, von welchen aus man eine freye Aussicht über das unten liegende Land bis in's Meer hinaus hatte. Hier breitete ein Kastanienbaum seine breiten Äste über einen moosigen Felsensitz, und hier war des Einsiedlers liebster Platz zu Betrachtungen.

Tief unter ihren Füßen lagen die Wohnplätze der Menschen, Städte und Dörfer zerstreut, der Llobregat schlängelte sein Silberband durch frucht-

bare Felder, hier und dort erinnerten Überreste altrömischer und mauriſcher Denkmähler an eine große Vergangenheit und die eben ſo ernſten als würdigen Schickſale der Spanier, in der Ferne aber begränzte das unermeßliche Meer die Ausſicht, oder ließ vielmehr dem Blicke freyen Raum, ſich in der Unendlichkeit zu verlieren. Die Sonne ſank, Feuer und Gluth entflammten den abendlichen Himmel und loderten über die leiſe bewegten Wellen hin, Schiffe erſchienen am Horizont und näherten ſich, oder verſchwanden, Wagen fuhren im Thale, Heerden kehrten nach Hauſe; es war ein Bild voll Leben und Bewegung unter ihnen. Nach und nach verglomm die Gluth, die hellen Farben ſchwanden, kaum merklich ſank die Dämmerung vom heiterblauen Himmel herab, ihr leiſer Schleyer dämpfte die grellen Lichter und hüllte die Gegend in magiſchen Flor. Alles war ſtill in der Natur um ſie und unter ihnen, und nun ſtieg aus den tiefdunkeln Wogen der volle Mond empor, goß unbeſchreiblich milde Schimmer auf das ganz beruhigte Land, und färbte alle Gegenſtände mit mildem, tief anſprechendem Lichte.

Sieh hier, junger Menſch! ſagte der Einſiedler, nachdem er lange in ernſten Betrachtungen da

geſeſſen hatte: Sieh hier ein Bild des menſchlichen Lebens und ſeiner Stimmungen! Das prächtige Farbenſpiel iſt verſchwunden, die Unruhe ſchweigt, die Bewegung iſt ſtille geworden, ſanft und klar ſchwebt ein milderes, aber darum nicht minder ſchönes Licht über der Natur, und regt uns tiefer an, und weiſet den beruhigten Sinn auf eine Welt außer dieſer ſichtbaren, auf eine ſchönere Harmonie und reinere Freuden hin, wovon dieſe erhabene Nacht mit ihrer Sternenſchrift uns einen Vorſchmack gibt. Ja, erwiederte der Jüngling, und ein Seufzer folgte dieſer Rede: Ja, die Nacht iſt ſchön! Aber der Tag war es auch, und das Schauſpiel des lebendigen Abends übertraf doch an Pracht und Fülle dieſe ungewiſſe Beleuchtung.

Ich begreife, erwiederte Ildephons, und bin weit entfernt, dir meine Anſicht aufdringen zu wollen; ſie iſt die eines Greiſes, der mit ſich und der Welt fertig iſt, während du noch mit tauſend unbefriedigten Wünſchen, wie mit eben ſo vielen Armen, verlangend und fordernd, an ihr hängſt. Aber hat ſie dir denn gehalten, was ſie verſprach? Sind die Träume erfüllt worden, die dein jugendliches Herz, wie du mir ſelbſt ſagteſt, in deinem Vaterlande für eine thatenreiche und dem Wohle der Menſchheit gewidmete Zukunft entwarf?

Sieh, Jüngling! du haſt mein Herz gewonnen, es neigt ſich in väterlicher Liebe zu dir, und die alte Jugendwärme, die ich in dieſer Einſamkeit längſt verloſchen glaubte, hat, im Umgange mit dir, ſich wieder angefacht. Dein Schickſal iſt mir werth geworden. Ich möchte dich ſo gern glücklich ſehen!

La Chartelliere ergriff des Einſiedlers Hand und drückte ſie innig, indem ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entfloh.

Du biſt nicht glücklich?

Ach nein, ehrwürdiger Vater! Wie könnte ich auch! Ihr kennt mein Geſchick, es hat nicht aufgehört, mich zu verfolgen, ſeit ich den Boden dieſes Landes betreten; ja, noch mehr, was ich hier ſah und erfuhr, hat in unſeliger Rückwirkung mich auch noch um die freundlichen Erinnerungen aus meinen früheren Jahren gebracht, indem es mich zuerſt über Manches ungewiß machte, was mir einſt als recht erſchienen war.

Darüber, mein Sohn, haben wir ſchon oft geſprochen, und mich dünkt, es hätte mir gelungen, dich über dieſen wichtigſten Punct deiner Lebensanſichten zufrieden zu ſprechen.

Das dank' ich Euren ſanften, frommen Lehren, Eurer Herzenskenntniß, die, wie der Ort, den Ihr bewohnt, weit über das gewöhnliche Trei-

ben des Menschengeschlechts erhoben ist. Ja, ich sehe nicht bloß den Krieg, den wir mit stolzem Muthe begonnen, und so Vieles, was mir einst heilbringend erschienen war, in ganz anderm Lichte; ich bin auch ruhig darüber geworden, und der Pfad, den ich zu verfolgen habe, liegt klar vor mir. Daß aber eben diese Erkenntniß mir das lange Ziel meines Strebens ganz aus den Augen gerückt hat, daß ich um alle die Kräfte und Anstrengungen betrogen bin, die ich diesem Wahnbilde opferte, und daß es mir mit allen jenen Anstrengungen nicht gelungen hat, mich empor zu schwingen und irgend eine Stufe zu erreichen, von welcher aus meine bessere Erkenntniß nützlich wirken und mir das schöne Bewußtseyn segensreicher Thätigkeit verschaffen könnte, das darf mich doch kränken? Was habe ich erreicht, seit den drey Jahren, die ich hier in stäter Lebensgefahr, in der angstvollsten Sorge vor jedem Bissen, jedem Trunk, den mir der bittere Haß der Spanier in Gift verwandeln könnte, zwischen Wunden und Kränkungen aller Art zugebracht habe? Was ich war, als ich Frankreich verließ, bin ich noch — während so viele meiner Kameraden entweder ein schneller Tod ihres Unglücks enthoben, oder das Glück an das schimmernde Ziel ihrer Wünsche geführt hat.

Zerstörte Täuschung! sagte Ildephons, indem sein Blick düster und lange über die weite Meeresfläche hinstarrte. Er schwieg einige Zeit, der Jüngling ebenfalls. In seiner Brust bewegten sich so viele schmerzliche Gefühle, die der beruhigende Umgang mit dem Einsiedler für eine Weile beschwichtigt hatte, und die dieses Gespräch mit allen ihren Stacheln wieder aufweckte.

Zerstörte Täuschung! Geknickte Eitelkeit! hob Ildephons nach einer Weile wieder an: Ja, das ist's, das ist dein Schicksal und das Schicksal aller deiner Brüder, die hier auf diesem Sterne jemahls gelebt haben, noch leben, und leben werden! Du dauerst mich. Heilen kann ich dich nicht, denn ich kann den raschen Lauf deines jugendlichen Blutes nicht hemmen, die Schärfe dieser Gefühle nicht abstumpfen, die dir die Freude fröhlicher, aber auch den Schmerz stechender machen: und wenn ich's könnte, ich wollte es nicht; denn der Mensch soll der Vorsicht nicht vorgreifen. Aber wir haben gestern im Virgil die Stelle gelesen: Solamen miseris socios habuisse doloris. Sie enthält eine tiefe, obgleich eine gewöhnliche Wahrheit. Unsere Trennungsstunde naht, du wirst mich nicht oft auf meiner Felsenspitze mehr besuchen. Er drückte bey diesen Worten mit einem leis

ſen Seufzer des Jünglings Hand, und dieſer beugte ſich, innig bewegt, über dieſelbe, und preßte ſie an ſeine Lippen. Eine augenblickliche Stille feyerte die ernſte Rührung der beyden Freunde.

Du kennſt mich nicht, begann der Einſiedler mit feſtem Tone:. Du würdeſt von mir ſcheiden, ohne zu wiſſen, wer der Mann war, dem du ſo manche einſame Stunde verſchönt, und über den Abend ſeines Lebens einen warmen Sonnenblick zurückgeführt haſt. Das ſoll nicht ſeyn. Du ſollſt mich kennen lernen, du ſollſt mein ganzes Leben mit allen ſeinen Täuſchungen, Schwächen und zerſtörten Hoffnungen vor dir aufgerollt erblicken, und in das Herz eines Menſchen ſchauen, der, ohne das, was man in der Welt große Unglücksfälle oder harte Schickſale nennt, bloß durch eigene und fremde Schwächen, durch zerſtörte Täuſchung und gereizte Eitelkeit dahin gekommen iſt, im blühenden Mannesalter einer Welt, die ihm keinen Genuß mehr zu bieten hatte, zu entſagen und hier in der Einſamkeit des Monſerrat alle ſeine verlorenen Freuden zu beweinen. Der Mond ſteigt erſt zum Zenith herauf, der Sternenwagen zeigt noch auf mehrere Stunden vor Mitternacht, wir haben Zeit. Höre mich an!

Ich bin in Sevilla von angeſehenen, wohl-

habenden Ältern geboren. Mein Vater trieb die Rechtswiſſenſchaft mit Erfolg. Was ſeine unbeſtechliche Ehrlichkeit ihm manchmahl in Vergleich mit ſeinen Kameraden ſchadete, das erſetzten ſein eiſerner Fleiß und ſeine ausgebreiteten Erfahrungen. Er hatte nie einen ungerechten Prozeß übernommen, aber er hatte viele verwickelte Streitſachen muthig durchgefochten und manches lange unterdrückte Recht triumphirend in ſeine alten Anſprüche eingeſetzt. Dieß erwarb ihm allgemeines Zutrauen. Anſehen und Wohlſtand wohnten in unſerm Hauſe, und ich, der einzige Sohn ſolcher Ältern, wurde mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Meine Anlagen entwickelten ſich hoffnungsvoll, ich hatte meines Vaters ernſten Muth, mit meiner Mutter weicher Seele vereinigt, geerbt. Zur Rechtswiſſenſchaft, der mich mein Vater widmen wollte, damit ich auf dem Pfade fortſchritte, der ihn zu Reichthum und Einfluß geführt hatte, zeigte ich wenig Luſt; aber ſchon in früher Kindheit reizten mich die Klänge der Muſen und mit entzückter Seele lauſchte ich als Knabe den Geſängen alter und neuer Dichter, welche ich in den Schulen leſen hörte, oder ſelbſt las. Sie entzündeten ein Feuer in meiner Bruſt, das oft zu meiner Luſt und oft zu meiner Qual loderte. Doch nein! Laß

mich nicht ungerecht ſeyn bey der Erinnerung an das ſchönſte und edelſte Geſchenk, das Gottes Güte in meine Bruſt gelegt hat! Nie, nie hat die himmliſche Gabe mir Unglück bereitet, rein und göttlich, wie ihr Urſprung, hat ſie nur dazu gedient, mir die Freuden des Daſeyns läuternd, verklärend zu erhöhen, und ſeine Leiden mit gelaſſenerm Muthe zu ertragen. Was mir Qualen ſchuf, war meine oder fremde Schwäche und Thorheit.

Vielleicht iſt dir der Nahme des Don Luis de Verunna *) nicht unbekannt. Hier in dieſer Abgeſchiedenheit, und nachdem ſeit mehr als zwanzig Jahren die Welt nichts mehr von meinem Daſeyn weiß, der Sänger, deſſen Lieder ſein Vaterland erfreuten, längſt verſchollen, und ſein ehemahliges Wirken nur gleich dem Echo in Klängen, die einſt ſeine Luſt und ſeine Schmerzen ausdrückten, übrig iſt, darf ich es ja wohl ſagen, daß ich glaube, man habe jenſeits der Pyrenäen meinen Nahmen gekannt, und du wirſt vielleicht manche meiner Arbeiten geleſen haben, ohne je an die

*) Es braucht wohl keiner Erinnerung, daß dieſer Nahme eben ſo erdichtet iſt, wie die ganze Erzählung.

Möglichkeit zu glauben, daß du den längst verloren gegangenen Sänger derselben solltest kennen lernen.

Entzückt fuhr La Chartelliere schon bey der ersten Nennung jenes Nahmens empor, drückte dem Einsiedler seine Freude über diese überraschende Bekanntschaft aus, und wollte ihm schildern, wie seine Gesänge ihn noch als Knabe begeistert und gerührt hätten; aber der Einsiedler winkte ihm ernst, zu schweigen: Diese Sprache, junger Mensch, diese freudigen Ausdrücke sind mir nicht neu. Ich habe sie vielmahl vernommen, sie waren oft der Ausbruch wahrer Empfindung, noch öfter der Kunstgriff verführerischer Schmeicheley, oder wohl gar boshaften Neides. Daß sie bey dir nur das Erste seyn können, bin ich überzeugt; aber ich glaube dir auch ohnedieß, und so laß es gut seyn!

Meine Abneigung gegen meines Vaters Beruf war diesem sehr unangenehm. Es kostete manchen bittern Streit, in welchem nur meiner Mutter Liebe mich unterstützte; denn mein Vater hatte eine hohe Achtung für seine Wissenschaft. Endlich gab er unsern vereinten Bitten, am meisten der Unmöglichkeit nach, in meinem Kopfe, der voll Bilder und Phantasien war, seine strengen Rechtsbegriffe wurzeln zu machen. Aber, obgleich er uns in

diesem Puncte wich, bestand er doch eben so ernst darauf, daß ich mich zu irgend einem öffentlichen Amte geschickt machen sollte; denn bloß der Beschäftigung mit den Musen zu leben, wollte er mir durchaus nicht erlauben, weil er in der nothwendigen Beschränkung des Fluges unserer Phantasie eine Art von heilsamen Zaum und ein Gegengewicht gegen die in Unthätigkeit, oder zwecklose Kraftvergeudung ausartende Freyheit eines ganz müßigen Lebens fand. Ich erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, unterwarf mich meines Vaters Willen, und ließ mich an einem Gerichtshofe anstellen. Ich arbeitete mit Ernst und Eifer, und gewann mein Geschäft lieb, das mir Muße genug ließ, mich in köstlichen Stunden, die eben, weil sie nicht überflüssig zugemessen waren, mir desto theurer wurden, dem Fluge meiner Phantasie zu überlassen, und, in höhern Räumen mich ergehend, neue Kraft und Lust zu den Pflichten der Wirklichkeit zu sammeln.

Meine dichterischen Arbeiten wurden nach und nach bekannt. Sie gefielen, man suchte mich auf, man zeichnete mich aus. Das Ansehn, der Wohlstand unseres Hauses überhoben mich des drückenden Gefühls irgend einer Clientenschaft, wie der Nothwendigkeit, auf einträglichen Erwerb zu

hen. Ich konnte mich frey bewegen, und jedes Lob, jede Aufmerksamkeit als einen süßen Lohn süßerer Mühe hinnehmen. Ich würde unwahr seyn, wenn ich dir nicht gestände, daß mich dieß Alles sehr vergnügt machte; ich fühlte mich von dem Beyfalle meiner Mitbürger geehrt, getragen, und selbst mein ernster Vater mißbilligte nicht mehr die Spiele meiner Muße; denn er sah wohl, daß sie meinen Berufspflichten keinen Eintrag thaten, und die Auszeichnung, die sein Sohn gewann, erfreute sein väterliches Herz.

Bis damahls — ich zählte kaum ein und zwanzig Jahre — waren die Klänge meiner Leyer nur ernsten Dingen geweiht gewesen. Die Geschichte meines Vaterlandes, seine glorreichen Kämpfe für seine Unabhängigkeit gegen Carthago, Rom und die Mauren, die Siege der christlichen Religion über den Mohamedanismus, die einzelnen Großthaten meiner Landsleute, welche uns Balladen und Geschichten aufbewahren, hatten den Gegenstand meiner Lieder ausgemacht. Zuweilen auch regte irgend ein Ereigniß jener Zeit, in welcher sich der Streit um Menschen- und Völkerrechte zuerst in den Geistern zu bewegen anfing, meine Einbildungskraft auf; denn, wie viele junge Leute meines Alters, fühlte ich mich von jenen Ideen

lebhaft angesprochen, und einige Oden in diesem Sinne, mit Kühnheit gedichtet, erregten viele Aufmerksamkeit. Aber noch hatte die Liebe mein Herz nicht berührt, das nur dem Vaterlande, der Freyheit, der Tugend geweiht schien.

Indessen hatte meine Persönlichkeit eben dadurch Aufsehen erregt. Man war nur noch neugieriger, den jungen Dichter kennen zu lernen, der bey einem nicht ungefälligen Äußeren, bey Erziehung, Weltton und Phantasie, so ganz unempfindlich für sanfte Regungen schien, man zog mich in die Gesellschaften der besseren Häuser, junge Männer aus höheren Ständen schlossen sich freundschaftlich an mich. Selbst einer Lüge oder Schmeicheley unfähig, hielt ich, was man mir sagte, für wahr, und man sagte mir nichts als Gutes und Schönes. Ich sah nicht ein, was man für Ursache dazu haben konnte, wenn man nicht wirklich von meinen Verdiensten überzeugt war, und so gab ich mich der holden Täuschung hin, und lebte vergnügte Tage.

Die Herzoginn von Florida kam um diese Zeit mit ihrem Gemahle, der zum Gouverneur von Andalusien ernannt worden war, nach Sevilla. Der Herzog war ein Geschäftsmann; stolz, ernst, pünctlich, und, von wenig Worten liebte und such-

te er keine Gesellschaft. Aber die Herzoginn, eine geborne Französinn, hatte mehr Hang zur Geselligkeit. Noch in reifen Jahren schön, voll Lebhaftigkeit, voll Geistescultur, bekannt mit Allem, was ihre und meine Nation im Fache schöner Literatur aufzuweisen hatten, kehrte sie sich nicht viel an die strengere Sitte des Volkes, zu dem sie jetzt gehörte, und eröffnete in ihrem Hause glänzende, gemischte Gesellschaften, wo sich Alles, dem Geburt oder Rang den Zutritt verstatteten, und was auf Geistesbildung Anspruch machte, versammelte. Es stand nicht lange an, so wurde auch ich aufgefordert, mich bey der Herzoginn einführen zu lassen. Sie hatte von mir gehört, sie hatte einige meiner Gedichte gelesen, und ließ mir sagen, sie würde nicht glauben, einheimisch in der Spanischen schönen Literatur zu seyn, wenn ihr die hoffnungsvollste Blume derselben unbekannt wäre.

Ich hatte so viel von der Schönheit und Artigkeit der Herzoginn, von den Cirkeln, die sich bey ihr einfanden, von dem höchst gebildeten Tone, der in ihrem Hause herrschte, gehört, und diese Frau ließ mich, einen Jüngling, der an Geburt und Stand so weit unter ihr stand, der es kaum hätte wagen dürfen, seine Augen zu ihr zu erheben, mit so gütiger Aufforderung um meine Bekannt-

schaft ersuchen! Ich war ganz trunken vor Freude, erzählte meinen Ältern mein Glück, kleidete mich, an dem zur Vorstellung bestimmten Tage, zum erstenmahle in meinem Leben mit großer Sorgfalt, ließ meines Vaters beste Equipage anspannen, die mir immer noch nicht elegant genug war, und fuhr mit strahlenden Blicken nebst dem jungen Grafen von Elquizar, der mich dort vorstellen sollte, in das Gartenhaus, das der Herzog bewohnte.

Es war ein milder, klarer Frühlingstag. Goldner Schein lag über der Gegend, eben so gestaltete sich die Welt um mich und in mir, und ich werde des Eindruckes, den mir dieser Abend machte, nie vergessen; denn er war auf gewisse Art entscheidend für mein ganzes Leben.

Wir traten in einen mit Geschmack angelegten Garten, in welchem buntfarbige Blumen auf Beeten und Gebüschen die süßesten Düfte verhauchten und die laue Luft mit Balsam erfüllten. Am Ende einer mit dem schönsten Grün bedeckten Wiese, unter dem Schatten einiger Palmen, die ihre langen Blätter majestätisch in den leisen Abendlüften bewegten, saß auf einer von auserlesenen Blumen umgebenen Rasenbank die Herzoginn, von einigen Frauen umringt. Die Schönheit der meisten unter ihnen, der geschmackvolle Anzug, die Lieblichkeit

des Abends, der Umgebungen, Alles trug bey, den zauberhaften Eindruck zu vermehren, dessen mein aufgeregtes Gemüth nur zu empfänglich war. Der Sinn so mancher unserer alten Romanzen von den maurischen Schönen und den christlichen Rittern in ihren bezauberten Gärten von Generalif und Alhamra wachte in mir auf, und Manches, was früher spurlos an mir vorüber geglitten war, wurde mir auf einmahl hell und bedeutend.

Meine Eitelkeit wurde auf alle Art angeregt. Man behandelte mich mit Auszeichnung, man zeigte großes Vergnügen an meiner Unterhaltung, das Gespräch kam bald auf meine Gedichte. Die Herzoginn hatte viele gelesen, ich mußte andere, die ihr noch nicht bekannt waren, declamiren. Ich saß den Frauen gegenüber, die Sonne war bereits gesunken, eine leichte Dämmerung überschleyerte die Gegenstände um uns, und verdeckte das zu Blendende ihrer Farben und Gestalten, im nahen Rosengebüsche flötete die Nachtigall. Ich sagte eines meiner, wie ich glaubte, besten Gedichte, eine Elegie am Grabmahl der Scipionen her, dessen Gegenstand die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe war. Kein Laut unterbrach die aufmerksame Stille, mein Auge schweifte von einer reizenden Gestalt zur andern, und blieb endlich auf einer haf-

ten, die ich bisher weniger beachtet hatte, weil sie sich durch nichts vor den andern auszeichnete. Aber jetzt fiel mir ein großes, dunkles Auge, das sich mit feuchtem Glanze, in welchem der letzte Tagesstrahl spielte, zum Himmel empor richtete, eine Haltung, die sonst stolz war, und nur jetzt, vom Gefühle ergriffen, in sich zusammengesunken schien, und edle, wahrhaft römische Formen des Gesichts auf. Unwillkührlich verweilte mein Blick auf ihr, und bey einer Stelle, wo sich die Betrachtung von der Vergänglichkeit des Irdischen zur ewig bleibenden Schönheit der Tugend erhob, wendete sich jenes dunkle Auge langsam auf mich, blieb mit unbeschreiblichem Ausdruck einen Moment auf mir ruhen, und sank dann, wie das meine ihm begegnete, schnell zu Boden, indem eine flüchtige Purpurgluth die edlen Züge überflog.

Mir ward seltsam zu Muthe, meine Stimme stockte — ich hatte den nächsten Vers vergessen. Jetzt hob sich das schöne Auge von Neuem — und nun — war es um meine ganze Besinnung geschehen. Ich wußte so wenig mehr von dem Ausgange des Gedichts, als ob ich es in meinem Leben nicht gesehen hätte. Die Übrigen merkten mein Stocken, [redacted] sah mich an. Dieß vermehrte meine Verle[redacted] ich erröthete, ich strebte vergebens, mir

[redacted]

den Schluß der Elegie zu vergegenwärtigen, mein Gedächtniß war in jenen beyden Blicken der dunkeln Augen untergegangen, und ich mußte mit Beschämung sagen, daß ichs nicht weiter wisse.

Man lachte mit leichten Scherzen über mich, Alles vereinigte sich in tändelnden Spöttereyen über meine Zerstreuung — nur jene Gestalt nicht. Sie schien, wie im Bewußtseyn ihrer Mitschuld, zu schweigen, und ein unendlich süßes Gefühl beschlich mich in diesem Augenblick, denn wir hatten etwas Gemeinschaftliches, wir hatten ein Geheimniß, das die Andern nicht verstanden.

Der Rest des Abends verging bey einer herrlichen Collation, die auf der weit umschauenden Terrasse des Pallastes aufgetragen wurde. Köstliche Früchte in schöngeformten silbernen Schalen, die ausgesuchtesten Weine in englischem Krystallglase perlend, sinnreicher Scherz und Fröhlichkeit, welche die Tafel umkreiseten, machten das Mahl zu einem Götterfeste. Elquizar, der, wie ich längst geahnet hatte, der Herzoginn nicht ohne Glück den Hof machte, und jetzt an ihrer Seite saß, schwamm in Vergnügen; nur ich konnte die allgemeine Lust nicht so theilen, wie ich dieß an den Andern sah, und vielleicht war ich doch der Glücklichste Allen. Eine neue, mir bisher unbekann

dung hatte sich in mir entzündet, und Alles um mich her und in mir gewann im Wiederscheine dieses Lichtes eine andere Farbe.

Auch trug es etwas zur Störung meines Vergnügens bey, daß der Gegenstand dieses neuen Gefühls von mir entfernt saß, und es mir unmöglich wurde, mich mit ihr zu unterreden, ja, kaum ihre Stimme zu hören. Dennoch drang zuweilen ein Silberlaut zu mir herüber, und meine Seele war in meinen Augen und Ohren. Ich war zerstreut, einsylbig, man bemerkte die Veränderung meiner Laune, Elquizar neckte mich damit, die Damen mischten sich ins Gespräch, nur meine Unbekannte schwieg. Aber wenn sie zuweilen das große, dunkle Auge unter dem Schatten langer Wimpern langsam zu mir aufhob, und, was ich sagte, freundlich und aufmerksam zu vernehmen schien, dann war es auch, als öffnete sich mir der Himmel. Die Herzoginn entschied endlich, daß man es mit Dichtern nicht so genau nehmen, und sich immer bescheiden müsse, wenn sie kleine Geistesabwesenheiten hätten, und; indeß wir sie mit uns oder ihren Umgebungen beschäftigt glaubten, mit ihren Gedanken in irgend einem andern Stern, oder einer Zauberwelt gewesen wären. Man gab ihr Beyfall, [redacted] mich, an was ich denn eben gedacht,

welche Götterbilder mir vorgeschwebt hätten? Ich erröthete, ich wollte etwas sagen, das weder ungeschickt noch verrätherisch seyn sollte. In dem Augenblicke fiel der Blick der Unbekannten auf mich, eine Purpurgluth überzog auch ihre Wangen, ich selbst erröthete noch mehr. Ich glaubte mein Geheimniß entdeckt, ich verwirrte mich in meinen Reden, man lächelte, man scherzte über mich. Das war das zweytemahl an demselben Abende, wo meine Neuheit mich in eine große Verwirrung brachte; aber doch lag eine Süßigkeit in dieser Verwirrung und ein so beglückendes Gefühl in dem Gedanken, daß auch sie meine Verlegenheit getheilt habe, daß ich sehr vergnügt aus der Gesellschaft schied, und Elquizars Spöttereyen, womit er den Neuling im Umgange mit der vornehmen Welt beym Nachhausegehen nicht schonte, geduldig anhörte.

Von ihm erfuhr ich, daß meine Unbekannte Gräfinn Claudia von Luna heiße, daß sie Erbinn eines bedeutenden Vermögens, eines berühmten Nahmens, seit mehreren Jahren Waise und völlige Herrinn ihrer Hand, aber auch im Rufe eines großen Stolzes oder natürlicher Kälte sey, die sie bey Schönheit und Reichthum ihr drey und zwanzigstes Jahr noch unvermählt hatten erreichen las-

ſen. Übrigens wäre ſie eine der gebildetſten Damen von Sevilla, und im Geſang und auf der Laute eine der erſten Künſtlerinnen.

Ich wußte genug — genug für meine Liebe, viel zu viel für meine Hoffnungen. Sie waren ganz und gar niedergeſchlagen. Wie konnte ich, freylich ein Edelmann, aber vom Mittelſtande, ohne Glanz, ohne Anſehen, als das, was der Ruf meines Vaters und ein aufblühendes Talent mir gab, meine Augen zu der Tochter eines der erſten Granden erheben, zu der gefeyerten Schönheit, der bis jetzt ſo Viele, die ihrem Stand und Vermögen gleich waren, nicht genügt hatten?

Ich kam ſehr unglücklich nach Hauſe. Welche plötzliche, welche umfaſſende Veränderungen waren ſeit wenigen Stunden in meinem Innerſten vorgegangen? Ich hatte die ſüßeſte Befriedigung meiner Eitelkeit genoſſen, ein unbekanntes, allmächtiges Gefühl kennen gelernt, mich auf den flittigen befriedigten Stolzes und ſüßer Hoffnung in den Himmel erhoben, und war nun herabgeſtürzt aus allen meinen Zauberwelten, von der rauhen Wirklichkeit geweckt, und zur Erkenntniß meines Nichts und der Unzulänglichkeit alles deſſen, was mir eine Stunde vorher glänzend geſchienen hatte, gebracht worden.

Mein jugendlicher Lebensmuth war gebrochen. Ich liebte, und liebte hoffnungslos. Aber, was den Jüngling niederschlug, erhob den Dichter. Meine Leyer tönte neue, bisher nicht versuchte Lieder, die Klagen schüchterner, unerwiederter Liebe, die Schwärmereyen zärtlicher Verzweiflung. Ganz Sevilla erstaunte, den jungen Cato, wie man mich bisher im Scherze genannt hatte, von Liebe singen und aus seinen Liedern ein Gefühl wiederhallen zu hören, das ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war.

Doch es war so, und meine dichterischen Arbeiten verloren nichts dadurch, vielmehr erhielten sie weit allgemeineren und lebhafteren Beyfall. Die Tonkünstler gaben sich Mühe, die Texte, die nun durch tiefes, wahres Gefühl sich unter ihr Gebieth reiheten, mit den schmelzendsten Melodien zu begleiten; einige von diesen Liedern sang ganz Sevilla bey Serenaden, und mancher zärtliche und glücklichere Liebhaber hauchte in meinen Worten sein Gefühl vor dem Balkon seiner Schönen aus. Niemand aber kannte den Gegenstand meiner eben so treuen als unglücklichen Zärtlichkeit, ja es lag eine Art von Triumph für mich darin, daß Niemand ahnen konnte, welche Gottheit in diesen vielberühmten Gesängen gefeyert wurde. Aus dieser Ursache ließ ich bey manchen, die deutlicheren Be-

zug auf die Art hatten, wie ich Donna Claudia kennen gelernt, meinen Nahmen gar nicht nennen, und sie liefen in der Stadt umher, ohne daß man den Sänger kannte. Nur sie — sie hätte es wissen, oder doch vermuthen können! dachte ich oft in meinen trüben Stunden. Hatte sie jene Blicke nicht gesehen und zu verstehen geschienen? Hatte sie in jenen unvergeßlichen Momenten nicht meine Verwirrung getheilt? Und doch seit jenem Abende — es waren Wochen darüber hingegangen, und ich hatte sie bey mehreren Besuchen, die ich in der Herzoginn Pallast abstattete, nicht getroffen — seit jenem Abend voll Bedeutung und tiefster Anregung, keine Spur ihres Andenkens! Ich war vergessen — es war klar. Die Herrinn im Sonnenglanze ihrer Geburt, ihres Reichthums, ihrer Reize und Talente war über den blöden Dichter zu weit erhaben. Der Eindruck, den ich auf sie gemacht zu haben mir in thörichter Verblendung einen Augenblick geschmeichelt hatte, war nichts, als das flüchtige Bild einer gesellschaftlichen frohen Stunde und einer vorübergehenden angenehmen Erscheinung.

So trug ich mein Leid im Stillen mit mir herum, wenig achtend auf die Auszeichnungen, die mir hier und dort wurden, und nur mit Unmuth

den Zwang fühlend, den mir manche Einladung, und noch mehr manche Aufforderung auferlegte, dieß oder jenes bey Gelegenheiten, die mich so gar nicht ansprachen, zu dichten. Indessen war Vieles nicht zu vermeiden, wozu mich meine frühere, eitle Lust an derley Dingen verbindlich gemacht hatte, und so mußte ich einer Einladung in das Haus des Präsidenten folgen, bey dessen Tribunale ich angestellt war.

Diese Auszeichnung von einem so stolzen Manne, die keinem seiner jüngern Untergebenen widerfahren war, wurde mir von den Meisten beneidet, so wenig sie in der damahligen Stimmung meiner Seele nach meinem Wunsche war. Ich mußte mich sehr reich kleiden und aussehen, als ob ich über die Ehre entzückt wäre. Diese Heucheley, dieses Clientenaussehen, welches mir dadurch aufgedrungen wurde, war mir sehr ärgerlich, und so trat ich mit mißmuthiger Miene und so spät als möglich in die hellerleuchteten Säle. Es war große Gesellschaft, an vielen Tischen wurde gespielt, der Präsident empfing mich huldreich, stellte mich seiner Frau vor und führte mich in einen andern Salon, wo die jüngere Welt um ein Clavier versammelt war, und eine Dame so eben zur meisterlich gespielten Laute ein Lied sang, das ich sogleich für eines der meinigen,

deren geheimer Gegenstand Donna Claudia war, erkannte. Stelle dir aber meine Bestürzung, meine gänzliche Betäubung vor, als am Schlusse des Liedes, das bis auf einige Tacte zu Ende war, wie ich eintrat, die Sängerinn sich umwandte, und ich Donna Claudia selbst vor mir sah! Ihr konnte die Bestürzung, die ihr Anblick über mein ganzes Wesen verbreitete, nicht unbemerkt bleiben. Aber auch sie schien mir nicht unbefangen; doch grüßte sie mich artig, wie einen werthen Bekannten, und stellte mich einigen ihrer Freundinnen mit so viel sichtbarer Freude, so holder Auszeichnung vor, daß ich vor Seligkeit kaum wußte, wie mir geschah und was ich sagte. Es muß indessen nichts Thörichtes noch Unbedeutendes gewesen seyn, denn Gräfinn Luna sowohl als der ganze Kreis von Mädchen und jungen Frauen begegnete mir mit sichtlicher Achtung, und man zog mich gleich mitten in's Interesse der Unterhaltung. Man fragte mich, ob ich auch musikalisch sey, und ob ich die Lieder kenne, deren Donna Claudia so eben Eines gesungen? Ich fühlte, daß eine glühende Röthe meine Wangen überzog, und Claudia's Blick heftete sich mit wunderbarer Erwartung auf mich. Das Lied ist von mir, sagte ich endlich, nicht ohne Verwirrung; denn es enthielt Erinnerungen und Anspielungen auf jenen

unvergeßlichen Abend, und, wenn Donna Claudia sie verstand, ein förmliches Geständniß meiner Liebe für sie. Ihr großes Auge flammte, und sank dann mit lieblicher Verwirrung zu Boden. Kurz, um dich nicht mit langem Irren durch die oft wiederhohlten und dir auch nicht unbekannten Gänge gewöhnlicher Liebesgeschichten, durch alle ihre Seligkeiten und Verzweiflungen durchzuführen, die schöne Gräfinn wußte von diesem Augenblicke an meine Liebe, die sie, wie sie mir selbst nachher in süßen Stunden bey traulichem Gespräch eingestand, am ersten Abende, wo wir uns kennen lernten, geahnet hatte; sie wußte sie, und zürnte nicht darüber. Vielmehr bekam ich nun Gelegenheit, sie öfter vor Leuten und zuweilen auch in geheim zu sehen. Ich erfuhr, was mich in die Freuden der Himmel entzückte, daß sie mir sehr geneigt war, und daß nur die Furcht vor dem Gerede der Welt sie abhielte, bey der Ungleichheit unserer Verhältnisse meine Huldigungen öffentlich anzunehmen. Geheimniß und Zurückhaltung war Alles, was sie von mir für das Geständniß ihrer Liebe und für die Hoffnung verlangte, einst auch durch heilige Bande mein zu werden, wenn es ihr gelänge, einen mütterlichen Oheim, der sie erzogen, und dem

ſie viel Dank ſchuldig war, nach und nach mit unſern Gefühlen und Wünſchen bekannt zu machen.

Wer war glücklicher als ich! Eine neue Welt ging mir auf, in ihr ſtrahlte die Liebe und Claudia's Bild wie die Sonne, alle Gegenſtände verſchönernd und verklärend. Ein friſches Leben ſchwellte meine Bruſt, der glückliche Sänger ſtrömte in feurigen Liedern, in wunderbaren und zärtlichen Romanzen die Gluth ſeines Innern aus, und Claudia ſah auf tauſenderley Weiſe ihre Reize gefeyert, hörte die Lieder, die ihre Schönheit prieſen, von ganz Sevilla, ja von ganz Spanien wiederhohlen. Zwar durfte dieß nicht ſo geſchehen, daß unſer Verſtändniß der Welt kund geworden wäre; aber daß Don Luis de Verunna, der junge Dichter, den ganz Spanien liebte und achtete, für ſie ſeufze, daß ſie der Gegenſtand ſeiner, wenn auch unerwiederten Liebe ſey, das durfte man vermuthen, und ſo dauerte unſer geheimes Verhältniß, mir zur Luſt und ihr zum Triumphe, einige Monathe ungeſtört fort.

Bey der Herzoginn, deren offenes, von Gelehrten, Künſtlern und geiſtvollen ſchönen Frauen vielbeſuchtes Haus die beſte Gelegenheit dazu both, ſahen wir uns oft und ohne Zwang. Hier las ich meine meiſten Gedichte vor; dieſen kleinen Kreis

gebildeter Seelen wünſchte und wählte ich zu meinen Richtern. Ich hätte die Herzoginn gern überredet, eine Art von Corte d'amor zu ſtiften und die Gaya Sciencia recht ordentlich, wie in den Zeiten der Pronvenzalen und Troubadours, vor ihrem Richterſtuhle verhandeln zu laſſen. Mein Herz war ſo froh, meine Sinne ſo offen, und in dieſer Freudigkeit gewahrte meine von Jugend, Eitelkeit und Liebe geblendete Seele nicht, wie ſchon überall Neid, Mißgunſt, Klatſchereyen ſich gegen mich zu erheben anfingen. Hatte ich doch den Leuten nichts Übels gewollt, hatte ich doch willig jedes fremde Verdienſt erkannt und oft beygetragen, eines geltend zu machen, das ſich für ſich allein nicht Platz machen konnte! Warum ſollte man mich haſſen? Warum ſollte, was mir Gutes wiederfuhr, nicht mir ſelbſt gelten?

Eine kleine Demüthigung erfuhr ich in dieſer Zeit, indem ich bald nach jener überraſchenden Einladung zu dem Präſidenten von ſeinem Secretär erſucht wurde, ein Schauſpiel für ſeine Kinder zu dichten, das an ſeinem Geburtstage aufgeführt werden ſollte. Darum alſo war mir jene Ehre geworden! Das war der Grund einer Auszeichnung, die mir den Neid ſo manches Collegen zuwege gebracht hatte! Man hatte mir geſchmeichelt, weil man Etwas von mir

wollte. Gekränkte Eitelkeit! Zerstörte Täuschung! Es schlug mich in etwas nieder, es machte mir obendrein eine verdrießliche Mühe; doch ich konnte es nicht versagen, und war zu glücklich, um mich davon verstimmen zu lassen. Das war der Anfang. Nach und nach zeigten sich mehr dunkle Seiten meines Schicksals und der liebliche Sonnenschein meines Glücks wurde durch manchen trüben Nebel entstellt. Ich fühlte deutlich, wie Scheelsucht und Bosheit mir Hindernisse in den Weg legten, wie man mir auflauerte, meine Handlungen mißdeutete, meine Arbeiten herunterzusetzen, mich selbst zu verlästern suchte. Sogar unter meinen Jugendfreunden erkalteten mir einige Herzen, die es nicht vermochten, neben dem mehr gesuchten Gefährten in unbeachteter Dämmerung hinzuschreiten, und der heftigste Tadel, oder wenigstens die geringste Meinung kam mir meist von Seite derjenigen, die ich, weil ich ihnen herzlich gut war, für die entschiedensten, ja partheyischsten Freunde meiner Muse gehalten hatte. Das war von ihrer Seite gekränkte Eitelkeit, auf der meinigen wurde eine liebliche Täuschung zerstört.

Aber es war mir noch viel Schmerzlicheres vorbehalten. Der Herzoginn Bruder, ein Marquis d'Abbeville, wurde seit einiger Zeit erwartet.

Der Ruf verkündete ihn als einen jungen, höchst interessanten Mann, der mit allen Vorzügen der Geburt, der Schönheit und des Reichthums einen mehr als gewöhnlichen Grad von Kunstfertigkeit in der Musik und Mahlerey besitzen, und sich überhaupt vor allen jungen Cavalieren vortheilhaft auszeichnen sollte. Es war an einem der fröhlichen Abende bey der Herzoginn, wo eine nicht zahlreiche, aber gewählte Gesellschaft sich in ihrem Garten versammelt hatte. Die Gräfinn von Luna war gegenwärtig, und ich Glücklicher saß neben ihr, hörte sie mit ihrer Silberstimme sprechen, und verstand allein manche Beziehung, die in ihren sinnvollen Worten lag und die auf unser geheimes Verhältniß zielte. Da entstand im Pallaste Bewegung, die Diener liefen hin und her, und plötzlich trat ein Mann in den Garten, auf den die Herzoginn mit dem Freudengeschrey: Mein Bruder! Mein geliebter Bruder! zueilte. Sie führte ihn sogleich zu uns. Es war ein schöner Mann von etwa dreyßig Jahren, mittelmäßig groß; stark, blühend. Aus dem feingeformten, lebendigen Gesichte strahlte ein Paar feuriger Augen, die wie Blitze von einem Gegenstande zum andern zuckten, jeden zu durchdringen und bey keinem zu verweilen schienen. Er wußte, daß er schön war und gefiel. Das sprach

ſich in der Sicherheit ſeines Benehmens und in dem Tone aus, den er gegen die Damen annahm. Sehr ſchnell kam die Rede auf ſeine Talente. Er ſprach mit jener hinwerfenden Gleichgültigkeit davon, die das Genie characteriſiren ſollte. Man ging in den Saal, um ihn am Pianoforte Franzöſiſche Lieder ſingen zu hören. Seine Stimme war ſchön, rührend ſogar, ſein Vortrag etwas geziert, die Melodien echt franzöſiſch. Doch machte die Art, wie er ſang, und vor Allem der Wohllaut ſeiner Kehle, daß man ſie für Meiſterſtücke hielt. Die Muſik war von ihm; das ließ er mehr errathen, als wiſſen. Er erfuhr, daß Donna Claudia ſänge und die Laute ſpiele. Nun ruhete er nicht, bis er ſie gehört hatte. Sie trug einige Italieniſche Canzonetten mit viel Lieblichkeit und Geſchmack vor. Der Marquis ſchien bezaubert. Nun forderte die Herzoginn eines meiner Lieder. Mir war das ſehr unangenehm, ich wußte nicht recht, warum, aber ich konnte es nicht hindern. Es war eine meiner gelungenſten Romanzen, die Gräfinn ſang ſie meiſterlich, der Marquis gerieth in Entzücken über ihren Vortrag; des Textes wurde nicht erwähnt, obwohl der Marquis Spaniſch verſtand, und man ihm geſagt hatte, wer der Dichter wäre. Meine Eitelkeit war gekränkt, doch ich betrachtete den Mar-

quis als einen Gecken, wie sie damahls häufig über die Pyrenäen zu uns kamen, und rächte mich durch Nichtachtung wegen seiner Gleichgültigkeit.

Der ganze Abend und der Marquis sammt seinen Anmaßungen wurden indeß bald von mir vergessen. Wir begegneten uns nicht mehr, und ich weiß noch nicht, war es die Herzoginn, oder Donna Claudia, welche zwey Männer, die nicht wohl neben einander stehen konnten, klug von einander zu halten verstand. Ich war noch stets glücklich in Claudia's Liebe, und harrte still der Zeit entgegen, wo es ihrer treuen Zärtlichkeit gelungen haben würde, die Einwilligung des Oheims zu ihrer Verbindung mit einem Manne zu erhalten, der ihr zwar keine ebenmäßige Geburt, aber einen geachteten Nahmen, einen unbescholtenen Character und ein bedeutendes Vermögen anzubiethen hatte. So schien mir die Schale unseres Werthes nicht so ganz ungleich zu stehen, und ich ertrug immer unwilliger die Heimlichkeit, zu der sie meine Leidenschaft verdammte.

Der Marquis war vorher in Madrid gewesen. Wir hörten von dem blendenden Erfolge, den seine Erscheinung überall hatte, daß der König und besonders die Königinn ihn auszeichneten, und der Friedensfürst ihn mit unruhigen Augen zu betrach-

ten angefangen hatte. Hier hatte nicht bloß sein musikalisches Talent Aufsehen gemacht, er war als Kunstkenner in der Mahlerey, ja, als einer der glücklichsten Dilettanten aufgetreten. Er hatte die Ehre gehabt, die beyden Majestäten zu mahlen, und wer vom besten Tone und der höchsten Eleganz seyn wollte, mußte eine Zeichnung, ein Blättchen von der Hand des hohen Künstlers besitzen, oder gar von ihm in Miniatur gemahlt worden seyn.

Hier in Sevilla begann bald dasselbe Spiel. Abbeville wurde der Mann des Tages. Alle Gesellschaften stritten sich um ihn, er hätte den Einladungen, die ihm gemacht wurden, nicht genügen können, und wenn seine Tage gleich jener Nacht, die Herkules das Daseyn gab, um's dreyfache wären verlängert worden. Auch erschien er jetzt oft bey seiner Schwester, und war vorzüglich um Donna Claudia beschäftigt.

Ich sah das wohl, aber eine nähere Kenntniß des Marquis hatte mich bald überzeugt, daß all' sein Thun Flitter und ihm nur daran gelegen war, Aufsehen zu erregen. Ja, ich war durch zufällige Umstände dahinter gekommen, daß bey Weitem nicht Alles, was er für seine Arbeit ausgab, wirklich von ihm herrühre, und daß er im Grunde in jeder Hinsicht ein mittelmäßiges Geschöpf war. So

glaubte ich ihn nicht fürchten zu dürfen; denn ich war von Claudia's uneigennütziger Liebe zu mir überzeugt, und der Gedanke, daß ja nichts als das Bewußtseyn der vollkommenen Übereinstimmung unserer Gemüther sie vermocht haben konnte, sich bey der Verbindung mit mir über so Manches hinauszusetzen, endlich die Achtung für ihren Character, dem ich mit jedem Zweifel ein unverzeihliches Unrecht zu thun glaubte, schlug jede eifersüchtige Aufwallung nieder, und hieß mich über Vieles, was mir nach und nach auffiel, mit schonendem Schweigen hinweggehen. Du siehst, lieber Freund, daß ich noch sehr jung, sehr unschuldig, sehr verliebt und ganz neu in der Welt war.

Allmählich indeß wurden diese Gelegenheiten häufiger, der Marquis wendete sich auffallender an Claudien, sie nahm seine Huldigungen mit sichtbarem Wohlgefallen auf, es kam mir sogar vor, als ob meine Gegenwart sie drücke, als ob sie manchmahl eine Veranlassung herbeyzuführen gewußt hätte, die mich von den Abenden bey der Herzoginn abhielt, und auch unseren heimlichen Zusammenkünften legte sich bald dort, bald da ein Hinderniß in den Weg, so, daß sie immer seltner Statt hatten.

Jetzt war es mir nicht mehr möglich, das Alles

gelassen zu ertragen, und obwohl mein Stolz mich abhielt, Claudien Vorwürfe zu machen, hatten jene Bemerkungen doch Einfluß auf mein Benehmen gegen sie, und ich erwartete, daß sie diese Veränderung bemerken sollte. Aber sie blieb sich gleich, zärtlich, wenn sie sich unbemerkt wußte, vor der Welt freundlich und achtungsvoll, und während dessen schienen der Marquis und sie sich immer näher zu kommen. Es liefen Romanzen, Sonette, Madrigale herum, die er, von ihren Reizen entzückt, für sie gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Für sie hatte er eine Reihe Ansichten aus den Pyrenäen gezeichnet, und sie sollten, mit ihrem Nahmen geschmückt, nächstens in London gestochen werden. Man sprach in Sevilla ziemlich laut von diesem neuen Verhältnisse, und ich hielt es nicht länger für anständig, dazu zu schweigen.

Offen und gerade stellte ich Claudien zur Rede. Sie schien erstaunt über meine Vorwürfe, sie wußte sich über Alles zu rechtfertigen, von Allem mir voll genügende Ursache anzugeben. Ich mußte verstummen — und wer, der geliebt hat, wird es mir verdenken, wenn ich ihr glaubte, wenn heiße Liebe und jugendliche Eitelkeit mich überredeten, für wahr zu halten, was ich, ohne zu verzweifeln, nicht verwerfen konnte? Ach, die süße

Beruhigung währte nicht lange. Meine Zweifel erhoben sich wieder, sie wußte neue Gründe, sie zu stillen. So schleppte sich unser Verhältniß noch einen Monath hin, als eines Tages mein Vater, dem ich wohl nie ein Geheimniß aus meiner Liebe für die Gräfinn, aber wohl auf ihr Geheiß aus ihrer Neigung für mich gemacht hatte, mit jener Miene nach Hause kam, die ich an ihm kannte, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren war, oder er uns dergleichen anzukündigen hatte. Er rief die Mutter bey Seite. Sie sprachen lange und angelegen. Endlich wurde ich gerufen, und nach einigen einleitenden Redensarten wurde ich befragt, ob ich schon die Neuigkeit gehört habe, die eben heute bey dem Gouverneur als vollkommen gewiß bekannt gemacht wurde, nähmlich, die Vermählung zwischen dem Bruder der Herzoginn, Marquis von Abbeville und der Gräfinn von Luna.

Ich erstarrte, und wußte einige Augenblicke nicht, wie mir geschah. Mein Äußeres mußte die Zeichen völliger Ohnmacht an sich tragen; denn ich fühlte, wie mein Vater seinen Arm um mich schlug, die Mutter einen Stuhl herbeyzog, und Beyde sich bemühten, mich in's Bewußtseyn zurückzurufen. Ich mußte eine Weile geschehen lassen, was ich zu hindern unfähig war; aber wie meine Besinnung

und Sprache wiederkamen, ſtand ich, noch ſchwankend, auf, drückte meiner Ältern Hände zitternd an meine Bruſt, ſagte leiſe: Laſſen Sie mir Zeit! und verließ das Zimmer.

Nach einigen Stunden ward ich mir meiner ſelbſt wieder bewußt. Ich lag auf meinem Bette, es war gegen Abend, meine gute Mutter ſtand weinend an meiner Seite. Mein Gott, Luis! ſagte ſie: Welche Angſt haſt du mir gemacht! Sie erzählte mir, daß bald darauf, nachdem ich von ihr weggegangen, mein Bedienter ſie gerufen habe, weil ich in völliger Geiſtesabweſenheit, ohne ihn, oder irgend etwas um mich zu erkennen, auf meinem Bette gelegen, und nur zuweilen unzuſammenhängende Worte mit furchtbarem Tone hervorgeſtoſſen hätte. So hätte der Zuſtand eine Weile gewährt, dann ſey ich ſtill geworden und in eine Art von Betäubung verfallen, während der ſie mit höchſter Angſt mich beobachtet und mein Erwachen erwartet habe.

Ich fühlte mich unbeſchreiblich matt. Ich war mir bewußt; aber Gedanken und Gefühle gingen undeutlich und wie hinter einem trüben Schleyer im Hintergrunde meiner Seele vorüber. Noch jetzt iſt mir dieſer Zuſtand ſehr deutlich im Gedächtniſſe, er war der Vorbothe einer langen und ſchweren

Krankheit, die zwischen gänzlicher Erschöpfung und Geistesabwesenheit wechselte. Je heißer ich geliebt, je unbedingter ich vertraut hatte, je tiefer war mein Innerstes zerrissen. Ich litt viel. Meine Eitelkeit, meine Unbesonnenheit hatten diese Züchtigung verdient; aber daß ich meinen theuern Ältern so viel Kummer machte, das quälte mich damahls und erfüllt mich jetzt noch mit Wehmuth, wenn ich mir die zärtliche Angst, die sorgliche Pflege denke, mit der sie Beyde über mir wachten.

Endlich genas ich langsam. Meine thörichte Leidenschaft für Claudien war in dem Bewußtseyn ihrer Falschheit und den Leiden meiner langen Krankheit untergegangen, und Alles, was ich jetzt mit unverblendetem, ja, mit durch Unmuth geschärftem Blicke fand, wenn ich über unser Verhältniß, seinen Anfang und Fortgang nachdachte, Alles, was ich von Andern über Donna Claudia und ihre Heirath hörte, zeigte mir deutlich, daß nie meine Art zu denken und zu fühlen, sondern bloß mein Ruf als beliebter Dichter ihre Aufmerksamkeit und dann den Vorsatz in ihr erregt hatte, meine Huldigungen anzunehmen und durch meine Liebe zu glänzen. Mit einem Worte, es war ihre Eitelkeit gewesen, die mich ihr wichtig, und den Jüngling, auf den die Augen seiner Vaterstadt sahen, auch in den ih-

rigen liebenswürdig gemacht hatte. Es ſchmeichelte ihr, durch meine Geſänge gefeyert und als Gegenſtand der Liebe eines hoffnungsvollen Dichters ebenfalls genannt und gerühmt zu werden. Doch hatte ſie ſich klug ihre Freyheit zu bewahren und ſich vor jeder nachtheiligen Verpflichtung gegen mich zu hüthen gewußt. Jetzt erſchien der Marquis. Dieſer Verehrer war, wo nicht beſſer, doch noch glänzender, ihre Eitelkeit fand ihre Rechnung noch viel mehr dabey, und es war mir ein Beweis der Oberflächlichkeit ihres Weſens, daß ſie die Flitterkünſte dieſes Menſchen nicht für das, was ſie waren, erkannt, und ſich vom Scheine hatte hinreißen laſſen.

Der ſchöne Traum meiner erſten, reinen Liebe zu einem edlen, ſchönen Mädchen, das im Sonnenglanze der Tugend und Schönheit, wie ein Bild aus himmliſchen Höhen, verklärt vor mir geſtanden hatte, zerrann, meine Eitelkeit ſenkte den verbrannten Fittig, ich war tief, tief gedemüthigt, und theils dieß unangenehme Gefühl, theils körperliche Verſtimmung machten mir lange Zeit ſelbſt die Beſchäftigung mit den Muſen widrig.

Was mir das erſte frohe Gefühl gab, war die Nachricht, daß Donna Claudia während meiner langen Krankheit ihre Vermählung vollzogen habe,

und mit ihrem Gemahle nach Paris gegangen ſey. So war ich doch ſicher, ihr nicht mehr zu begegnen, und ich konnte nun mit freyem Muthe daran denken, dem Rathe meines Arztes zu folgen, der mir auszugehen und mich zu zerſtreuen befahl.

Ich that das Erſte; vom Zweyten konnte keine Rede ſeyn. Mein Schmerz begleitete mich allenthalben, die Erinnerung an meine Verblendung verließ mich nicht, und würde ſich im Geräuſche der großen Welt, wo Alles mir jene Auftritte zurückrufen mußte, nur geſchärft haben. Ich blieb unter meinen Kameraden, ich beſuchte ihre Geſellſchaften, ihre Clubbs, in denen eben damahls die erſten Ideen von Freyheit, Menſchenrecht und conſtitutioneller Verfaſſung ſich zu regen anfingen, die uns, wie der Marquis, von Paris zugekommen waren. Alle helleren Köpfe, alle aufſtrebenbenden Gemüther glühten davon auf. Ich hätte kein Dichter ſeyn, keine ſo erregbare Phantaſie beſitzen müſſen, wenn nicht auch mich die Schönheit dieſer Ideen gereizt hätte. Ich ſah eine neugeſtaltete Zukunft vor mir, einen Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft, eine Veredlung des Menſchengeſchlechts, die meiner jugendlichen Phantaſie mit eben dem Sonnenglanze, wie früher das Bild der Geliebten, vorſchwebte. Ich umfaßte

auch dieß mit glühender Liebe und warmem Herzen. Ihm wollte ich, da jenes mir entschwebt war, alle meine Kräfte weihen. Bald machte meine Begeisterung sich Raum in dem Schwarme meiner Kameraden, bald sahen ihre Augen nur auf den Sänger, der mit hinreißender Wärme und dem Zauber der Musen seine Gemählde von dem künftigen Zustande der Menschheit entwarf, und mit unbesorgter Kühnheit alle Berge ebnete, alle Klüfte ausfüllte, die sich uns auf unserem Wege zum glänzenden Ziele entgegen setzen konnten. Ich stand an der Spitze, ich hielt ihnen Reden, ich entwarf Constitutionen, Gesetze u. s. w. Bey Weitem der größte Theil unserer Gesellschaft bestand aus Bürgerlichen, doch gab es auch einige jüngere Söhne großer Häuser unter uns, die bey dem Umsturze der gegenwärtigen Einrichtungen nur gewinnen konnten. Ein solcher war Graf Elquizar, eben der, der mich bey der Herzoginn eingeführt hatte. Er war mir schon längst in freundschaftlicher Wärme geneigt gewesen, ein gleiches Interesse hatte uns in jenes Haus gezogen, wir vertrauten einander unsere Wünsche. Nun vereinte uns wieder die gleiche Neigung, wir sahen uns oft, wir theilten uns abermahls unsere Plane mit, und schwärmten in Aussichten einer über-

seligen Zukunft, die, unserem Vaterlande zu verschaffen, das Werk unserer Anstrengungen und Aufopferungen seyn sollte. Willig wollten wir auf jedes angestammte Vorrecht Verzicht leisten, willig uns Allen gleichstellen, und nur von Verdienst und Fähigkeit die Vorzüge erwarten, die uns vor unsern Mitbürgern auszeichnen sollten.

In jugendlicher Begeisterung hatte ich über diesen Gegenstand eine Abhandlung, oder vielmehr eine emphatische Rede geschrieben, die ich, so wie sie fertig war, meinem Freunde Elquizar vorlas. Sie machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn, er bath mich um die Erlaubniß, sie abschreiben zu dürfen, und als er damit zu Ende war, brachte er nach manchem Umschweife die Bitte vor, ob ich ihm diesen Aufsatz nicht ganz zum Eigenthum schenken, das heißt, ihm meine Autorrechte darüber abtreten und einwilligen wollte, daß er sie für sein Werk ausgäbe. Mir kam der Antrag etwas sonderbar vor; aber ich liebte Elquizar, und es kam mir auf einen Aufsatz nicht an. So überließ ich ihm denselben, und händigte ihm auch mein Concept ein, um mich aus der Möglichkeit zu setzen, einmahl vielleicht durch Versehen diesen kleinen Betrug zu verrathen.

Dieſer Aufſatz wurde unter uns vorgeleſen und mit Beyfall angehört. Elquizar theilte ihn noch einigen ſeiner Freunde mit, die mit dem Hofe und den oberſten Gewalten in Verbindung ſtanden, und von denen er ſich bey unſern vorhabenden Reformen viel verſprach; endlich ſollte er ſogar, obgleich außer Landes, gedruckt werden.

Ich ließ die Sache gehen, wie Elquizar wollte. Meine Vaterrechte hatte ich ihm einmahl übertragen; ſo bekümmerte mich das Schickſal des Aufſatzes nicht mehr, beſonders, da eben um dieſe Zeit eine ganz andere und viel drückendere Sorge alle meine Seelenkräfte in Anſpruch nahm. Mein geliebter Vater erkrankte ſchwer, der Ausſpruch des Arztes gab uns wenig Hoffnung, Jahre und angeſtrengte Arbeiten hatten ſeine Kräfte herabgebracht, nach einem Krankenlager von zwey Monathen ſtarb er mit der Heiterkeit eines Gerechten, und der Standhaftigkeit eines Chriſten in meinen und meiner Mutter Armen, der mit dem verehrten Gemahle, dem treuen Gefährten auf der langen Erdenpilgerfahrt, das Licht und die Freude ihres Lebens erloſch.

Wir beyden Verwaiſten blieben einander zum Troſt und Schmerz zurück, aber das Vorrecht der Jugend behauptete ſich bey mir in ſchnellerem Auf-

richten aus der Tiefe des Kummers. Ich konnte meine Aufmerksamkeit wieder auf Dinge außer mir richten, meinen Geschäften nachgehen, und in dem Umgange meiner Freunde einige Zerstreuung finden, während die Mutter schwermüthig blieb, und ihre Kränklichkeit mich auch für ihr Leben besorgt machte.

Um diese Zeit starb in Cordua ein gewisser Don Caraffa, der vor einigen Jahren eine nahe Anverwandte meiner Mutter geheirathet hatte. Er war ein angesehener Kaufmann und schon hoch in Jahren gewesen, als er das achtzehnjährige Mädchen wählte, das ihm nebst einer angenehmen Gestalt nur seine Tugend und Häuslichkeit zur Morgengabe brachte. Meine Mutter hatte wegen dieser Ungleichheit des Alters die Heirath nicht gern gesehen, und dem Vormunde des Mädchens deßwegen ernstlich geschrieben; aber es fiel weit besser aus, als sie dachte. Donna Maria's reines Gemüth schloß sich in kindlicher Dankbarkeit an den väterlichen Gemahl, und lebte vergnügt an seiner Seite.

Ein unvorzusehendes Unglück, der Sturz einiger Handelshäuser in Amsterdam, mit denen er Geschäfte hatte, riß ihn in den Untergang, und am Ende eines thätigen, ehrenvollen Lebens sah

der Greis sich dem Mangel und dem Elende Preis gegeben. Er vermochte es nicht, diesen Gedanken zu ertragen, er legte sich hin, und acht Tage nach dem Empfange jener schrecklichen Nachricht war Donna Maria ihres Gemahls und ihres Vermögens beraubt.

Da entstand bey meiner Mutter der Gedanke, diese Witwe zu sich zu nehmen, deren Unglück sie ihrem Herzen näher brachte, und deren Lage einer Unterstützung so sehr bedurfte. Zugleich sollte sie ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschafterinn und Pflegerinn seyn, da mich meine Geschäfte den größten Theil des Tages außer dem Hause hielten. Sie sprach mit mir darüber. Ich war mit Allem zufrieden, was meiner Mutter irgend eine Erleichterung verschaffen konnte. Es wurde an Donna Maria geschrieben, der dieses Anerbiethen in ihrer gänzlichen Verlassenheit wie eine Bothschaft vom Himmel kam, und ungefähr zwey Monathe nach Don Caraffa's Tode bezog seine Witwe unser Haus.

Ich hatte sie früher ein Paar Mahl gesehen, aber nie recht betrachtet; so erregte sie auch jetzt nichts weiter, als mein inniges Mitleid, wie sie, ein Bild des tiefsten Grames, ganz farblos, mit verfallenen Zügen, aus denen nur die großen,

dunkeln Augen wehmüthig blickten, in langes Trauergewand gehüllt, in unser Zimmer trat.

Die häuslichen Veränderungen waren bald gemacht, und Alles fügte sich leicht in ein angenehmes Geleise. Donna Maria nahm meiner Mutter nach und nach alle Haus- und Wirthschaftsgeschäfte ab, sie leistete ihr Gesellschaft, sie las ihr vor, sie machte Abends ein Spielchen mit ihr. Meine Mutter war bey ihr an die Stelle des greisen verstorbenen Gemahls getreten. Besuche wurden wenige angenommen, noch weniger erwiedert; der Geschmack beyder Frauen, die in ihrer stillen Trauer sich gern auf sich selbst beschränkten, traf trotz des Unterschiedes der Jahre hierin zusammen, und so ging die Haushaltung ihren stillen Gang fort.

Ich sah Donna Maria nur beym Essen, und wir blieben einander freundlich, aber fremd. Sie war nicht von vielen Worten, und mich beschäftigten die Angelegenheiten jenseits der Pyrenäen, die allmählich anfingen, eine sehr häßliche Gestalt zu bekommen, so sehr, daß mir außer meinen Geschäften nicht viel in der Welt bedeutend schien. Das schöne Ideal bürgerlicher Freyheit und eines erhöhten Zustandes der Menschheit umschleyerte sich nach und nach mit immer trüberen Nebeln, die aus dem Sumpfe gährender Leidenschaften und

dem unreinen Treiben einer in Sittenverderbniß versunkenen Nation emporstiegen. Eine düstere Ahnung, daß wir in unsern Ansichten geirrt hätten und eine erhebende Täuschung aufs Grausamste zerstört werden würde, bemächtigte sich meiner Brust, und so wie diese Verstimmung wuchs, war es mir endlich nicht mehr möglich, meine Freunde viel zu besuchen. Ich fürchtete ihre Nachrichten, ihre Ansichten, ich bebte vor jeder Neuigkeit, die mein schönes Bild wieder eines seiner Reize berauben, vor irgend einer, die es wohl ganz in den Staub stürzen würde. Mir ward das Gerede, das Hin- und Herwenden ihrer Beobachtungen und Streitfragen, so manches unlautere Streben, das sich offenbarte, verletzend. Ich konnte nicht mehr, wie vordem, mit freyer Brust und begeisterter Seele zu ihnen sprechen. So erschien ich immer seltner unter ihnen, besonders, da Elquizar seit einigen Monathen nach Madrid gegangen war, wo er eine Stelle am Hofe suchte — auf seines Vaters Geheiß, wie er sagte; mir schien es aber, als ob der Glanz des Thrones, trotz aller philosophischen Ansichten, doch ziemlich viel Reiz für dieses Gemüth habe, und so konnte ich zwar von ihm mit etwas leichterem Herzen, aber mit desto schwererem von der Idee scheiden, die ich früher mir

von ihm entworfen hatte. Seine Eitelkeit hatte eine schöne Täuschung in mir zerstört.

Wenn ich mit meinen Geschäften fertig war, ging ich nun meist gleich nach Hause und arbeitete eine Weile auf meinem Zimmer an einer Art von Heldengedicht, das ich Pelayo nennen, und in welchem ich, unter dem Bilde jenes Aufstrebens des unterdrückten Rechts gegen fremde Anmaßungen, wie er, aus den biscajischen Gebirgen mit seiner kleinen Schaar hervorbrechend, der erste Anstoß und die mächtige Ursache der Vertreibung der Mauren und der Befreyung seines Vaterlandes ward, meine Gedanken über die jetzige Lage der Dinge und meine Ansichten von der wahren eigentlichen Freyheit der Völker darstellen wollte. Ich hatte den Gedanken mit Liebe empfangen und genährt, und ein Paar Gesänge, die bereits fertig waren, hatten, was nicht immer der Fall mit meinen Arbeiten war, mich selbst zufrieden gestellt.

Hatte ich mich müde und meinen Kopf heiß gearbeitet, dann ging ich zu meiner Mutter hinüber, und brachte den Rest des Abends damit zu, daß ich entweder mit ihr und Donna Maria Karten spielte, oder dieser, deren Augen ohnedieß vom Weinen gelitten hatten, die Mühe des Vorlesens gern abnahm. Allmählich brachte ich auch einige

Veränderung in die Art der Lectüre. Statt Reisebeschreibungen, Zeitungen, oder irgend einem schalen Romane machte ich die Frauen mit den besten Producten unserer älteren und neueren Dichter bekannt, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie meine Mutter durch die Klänge der Musen noch lebendig angeregt wurde, und aus Donna Maria's Zügen durch den Schleyer des Grames eine stille Freude glänzte. Manchmahl auch lohnten sympathetische Thränen den begeisterten Vorleser, wenn das Unglück und der Starkmuth des Standhaften Prinzen ihre zarten Herzen ansprach, oder die Andacht zum Kreuze noch aus dem Grabe heraus dem reuigen Sünder Vergebung erwirkte. Diese Lebensart fing an, mir sehr lieb zu werden. Ich gewöhnte mich an diesen stillen Gang meiner Stunden, an die häusliche Ruhe, und was ich vorher aus einer Art von Noth gewählt hatte, ward mir nach und nach lieb. Auch sah ich wohl, wie froh ich meine gute Mutter durch diese kleinen Zerstreuungen machte, wie sie wieder heiterer, theilnehmender zu werden begann, und auch auf Donna Maria's Wangen ein zarter Anhauch jugendlicher Frische zurückkehrte. Sie blieb zwar immer still, aber sie äußerte sich nun öfter, und Alles, was sie sagte oder that, trug

das Gepräge eines ſchönen, geordneten Gemüths und eines richtigen Verſtandes. Ich konnte mir keine beſſere Geſellſchaft wünſchen. Hier war ich ſicher, nicht mißverſtanden, nicht verletzt, nicht beneidet zu werden; hier konnte ich mich offen geben, wie ich war, und gewiß ſeyn, in eben dem Sinne aufgenommen zu werden.

Ich zog mich daher immer mehr von meinen Kameraden zurück, und als jetzt die Gräuel des zehnten Auguſts und die Mordſcenen des erſten und zweyten Septembers bekannt wurden, da ſtürzte mein Idol zuſammen, und ſchaudernd wandte ich mich von dem blutbefleckten Ungeheuer ab, das die verbrecheriſche Rotte ſtatt des Götterbildes wahrer Freyheit auf Thron und Altar geſetzt hatte.

Aber dieſe Veränderung ging nicht vorbey, ohne einen tiefen, ſchmerzlichen Riß in meinem Innern zu hinterlaſſen. Ein zweytes himmliſches Bild hatte ſich als Trug und Täuſchung gezeigt. Alle alten Schmerzen wachten wieder auf. In einer ſeltſamen, an Tollheit gränzenden Verwirrung verwechſelte meine Phantaſie in den unruhigen Träumen jener Nächte Donna Claudia mit meinem Ideale einer höheren Menſchheit, die Begriffe, die Bilder floſſen untereinander, ſo, daß ich ſie oft beym Erwachen nicht zu ſondern vermochte. Hie-

berhitze und Erschöpfung waren die Folgen solcher Träume, ich fühlte mich krank, und beschloß, nach dem Rathe eines Arztes, den ich auf das Bitten meiner Mutter befragt hatte, eine Reise in unsere nördlichen Provinzen zu einem Bruder meines Vaters zu machen, der in Bilbao lebte, und zugleich an Ort und Stelle die Localnotizen zu meinem Heldengedichte zu sammeln.

Noch denselben Abend, wo ich am Morgen im Nachhausegehen von meinem Arzte diesen Plan entworfen hatte, theilte ich ihn meiner Mutter mit. Sie erschrack zwar im ersten Augenblicke, denn die Trennung von mir kam ihr schmerzlich vor; aber sie sah die Nothwendigkeit einer Zerstreuung für mich ein, dessen Übel sie hauptsächlich dem vielen Sitzen und Studieren zuschrieb. Donna Maria schwieg ganz, sie nähte emsig fort, es befremdete mich, sie, die bereits seit langer Zeit ein so bedeutender Theil unseres kleinen Haushalts und bey jeder Verhandlung um ihre Stimme gefragt worden war, bey dieser doch nicht unwichtigen Veränderung sich ganz gleichgültig verhalten zu sehen. Ich blickte sie daher scharf an, und wollte eben den Mund öffnen, um mich mit einer Frage um ihre Meinung an sie zu wenden, als ich zwey große Thränen aus ihren dunkeln Augenwimpern zittern

und auf ihre Arbeit fallen sah. Wie zwey glühende Tropfen fielen sie in mein Herz, das Wort erstarb mir auf den Lippen, meine Blicke blieben starr an diesen umschatteten durch Thränen schimmernden Augen hängen, und ich glaubte zu bemerken, daß ihre Finger zitterten, wie sie die Nadel führte. Ein unbeschreiblich süßes Gefühl verbreitete sich durch mein Innerstes. Ich brach das Gespräch von der Reise ab, ich suchte durch allerley bedeutende oder muntere Gegenstände den Trübsinn dieser schönen Seele zu erheitern. Vergebens. Sie blieb niedergeschlagen und schweigend, sie entfernte sich bald darauf und kam nur erst zum Abendessen wieder. Hier saß sie mir gerade gegenüber, und hier bemerkte ich zum ersten Mahle, wie fein und edel ihre Züge waren, welcher seelenvolle Ausdruck in dem großen, halbbeschatteten Auge lag, wenn sie es zuweilen im Gespräche zu mir erhob, und mit einem Blicke voll Wehmuth wieder senkte.

Der Plan zur Reise war entworfen, meine Mutter sprach einige Mahle davon, und dachte auch daran, Anstalten zu treffen, indem sie mein Weißzeug und meine Garderobe zu durchsuchen anfing. Aber nun überfiel mich jedes Mahl, wenn dieses Vorhabens, oder meines Oheims in Bilbao, oder auch nur meines Heldengedichtes gedacht wurde,

ein unangenehmes Gefühl, das mir wie eine böse Ahnung vorkam. Es thaten sich allerley Hindernisse hervor, ich sollte eben nicht dazu kommen, und nach und nach ließen auch jene bösen Zufälle, die wilden Träume, die fieberische Erhitzung nach, die zuerst die Veranlassung aller dieser Bewegungen gewesen waren.

Eine stille Heiterkeit breitete sich über mein ganzes Wesen aus, wie ich sie seit der glücklichen Zeit vor meiner ersten Bekanntschaft im Hause der Herzoginn nicht mehr empfunden hatte. Die gräßlichen Auftritte in Frankreich hatten mir einen Abscheu vor aller Politik beygebracht, mein holdes Traumbild war in Blut und Graus versunken, ich hielt die entnervte Menschheit keiner solchen Veredlung fähig, weil sie keiner würdig war, ich gab alle Plane und Reformen als Chimären einer jugendlichen, unerfahrnen Phantasie auf, und bemühte mich ordentlich, so viel es anging, nichts mehr davon zu hören. Auch meinen Pelayo ließ ich in dieser Stimmung liegen, und meine Leyer ertönte wieder von sanften Gefühlen, von dem Glück der Freundschaft, den Reizen der Natur, und jenen frommen, friedlichen Gegenständen, die im Anfange meiner dichterischen Laufbahn mich begeistert hatten. Von der Reise war keine Rede mehr; aber ich erbath mir von

meinem Chef Urlaub auf einige Monathe, um meine Gesundheit wieder herzustellen, und bewog meine Mutter, diese Zeit mit mir und Donna Maria auf dem Landgute eines meiner Freunde, das dieser nicht bewohnte und mir gern überließ, in den reizenden Gebirgen von Andalusien zuzubringen, wo die Sagen der Vorzeit, die Erinnerungen an die Tage der Mauren, jene Tage voll Liebe, Heldenruhm und Gesang, noch, wie mich dünkte, um diese Felsen, um diese von Palmen beschatteten Auen schwebten.

O welche schöne Zeit lebte ich hier! Meine Dichtergabe blühte in einem nie gekannten Feuer auf, ich dichtete viel, und Besseres als sonst, und Donna Maria war die Hörerinn und sinnige Richterinn meiner Gesänge. Tausend zarte Fäden spannen sich hier zwischen unsern Herzen hin und wieder. Wir nannten es Freundschaft, Achtung, und es war die reinste, innigste Liebe, die meine Mutter mit Freuden wachsen sah, und ihren frommen Segen darauf legte. Ein unbedeutender Zufall, eins von den tausend Kleinigkeiten, die nur dem Liebenden wichtig sind, schlug plötzlich den hellen Funken aus unsern Seelen. Wir fühlten und gestanden uns unsere Liebe. Ich sprach mit meiner Mutter, sie war es gar wohl zufrieden, und so

bath ich Donna Maria um ihre Hand, die ſie mir holderröthend verſprach, und unſer Hochzeitfeſt war auf die Zeit unſerer Rückkehr nach Sevilla beſtimmt.

Bey dieſen Worten hielt der Einſiedler inne. Sein glänzendes Auge erhob ſich zum Himmel, der helle Stern der Lyra ſpiegelte ſich in ſeinem klaren Dunkel, eine heilige, wehmüthige Erinnerung ſchien den alten Dichter zu durchbeben, ſeine Hände falteten ſich, eine augenblickliche Stille feyerte die ernſte Rührung.

O, was iſt der Menſch und ſeine Freuden! begann der Eremit nach einer Pauſe: Und wie recht hat der engliſche Dichter, der tiefſinnige Sänger der Nächte, wenn er behauptet, daß der Raupe zerbrechlichſter Faden ein Seil ſey, im Vergleiche mit den Banden, die den Menſchen an ſeine irdiſche Seligkeit knüpfen! In der Seligkeit meiner Liebe und meines künftigen Glückes hatte ich die Welt mit allen ihren Angelegenheiten aus den Augen verloren. Zwar bekam ich zuweilen Briefe von meinen Freunden, und lernte daraus, wie der Abſcheu vor Allem, was Demokrat hieß, ſeit den letzten Auftritten in Frankreich, zu einer unbeſchreiblichen Höhe geſtiegen ſey, und wie der Verdacht, zu dieſer Parthey zu gehören, oder ihre Grund-

sätze zu lieben, bey Hofe, bey'm Adel und vorzüglich in den Augen der Geistlichkeit hinreichend sey, den Ruf eines Menschen zu beflecken, und ihn mitten auf allen seinen Bahnen zu Ruhm und Glück aufzuhalten. Ich hörte es, und fand es, wenn schon ein Bischen zu weit getrieben, doch natürlich; aber ich war fern davon, irgend eine Beziehung auf mein Schicksal zu ahnen, besonders, da ich in der letzten Zeit mich laut und öffentlich von dieser Parthey losgesagt, alle meine Verbindungen mit meinen Bekannten in Frankreich abgebrochen, und somit mich von allen Seiten gesichert zu haben glaubte.

Es war gegen den Herbst zu, in einer stürmischen Nacht, die nach einem schönen, stillen Abende, im Freyen mit meiner Braut genossen, sich plötzlich umwölkt und mit Gewitterwolken verfinstert hatte, als von einer seltsamen Unruhe das ganze Schloß lebendig ward. Ich hörte im Hofe gehen, und vielstimmig aber leise sprechen. Lichter bewegten sich hin und wieder, endlich kam das Geräusch näher, man war an meiner Thüre. Ein ungestümes Pochen bewog mich, aus dem Bette zu springen, und den unartigen Störer zur Ruhe zu weisen. Die Thüre ging auf. Ein Commissär des Gerichtshofes, welcher über die Staatsverbre-

cher erkennt, und den ich früher oft gesprochen hatte, von einigen Mann Wache begleitet, stand vor mir. Ich kann nicht sagen, daß ich erschrak; denn bey dem ruhigen Bewußtseyn meiner Unschuld war ein Irrthum in der Person mein erster Gedanke. Ich stand im Begriffe, mich deßhalb mit meiner Frage an ihn zu wenden; aber der düstre Blick, den der redliche Mann auf mich heftete, brachte mich zuerst ein wenig außer Fassung. Endlich setzte er den Hut, den eine Bewegung natürlicher Höflichkeit, ihn bey meinem Anblicke hatte abnehmen machen, wieder auf, und sagte mit finsterem Tone: Don Luis de Verunna! Im Nahmen des Königs sind Sie mein Gefangener!

Ich erstarrte — aber ich begriff noch nichts. Ich wollte fragen. Ich hoffe, Sie sind unschuldig, fiel er mir ein, und dann wird sich ein unseliger Irrthum von selbst aufklären. Bis dahin darf ich Ihnen auf keine Ihrer Fragen antworten. Jetzt haben Sie die Güte, sich anzuziehen; ich werde indeß Ihre Schriften in Empfang nehmen. Wo ist der Schlüssel zum Secretär? Ich reichte ihm denselben mechanisch — ich wußte nicht, wie mir geschah.

Der Commissär trat an den Schrank, mit Hülfe von ein Paar Unterbeamten war bald Al-

les geordnet und gepackt. Ich sah schweigend zu, und in meinem Kopfe bewegten sich tausend verworrene Vorstellungen, was denn wohl Veranlassung zu dieser unglaublichen Verhaftung gegeben haben konnte. Als der Commissär fertig war, wandte er sich zu mir: Ist es Ihnen gefällig? Aber ich stand noch im Nachtkleide. Ich soll Ihnen folgen? rief ich, aus meiner Betäubung erwacht: Und jetzt? Und gleich? Gott! Meine Mutter! Maria! Ich sank auf einen Stuhl. Ein unendlicher Schmerz erhob sich in mir, ich dachte nur die beyden Theuren und die Wirkung, die dieser schreckliche Zufall auf sie haben mußte. Aber der Augenblick war dringend, meine Unschuld gab mir Kraft, ich stand gefaßt auf, klingelte meinem Kammerdiener, zog mich schnell an, und fragte dann den Commissär, ob es mir erlaubt wäre, mich von meiner Familie zu beurlauben? Er stand einen Augenblick an; dann sagte er mit milder Güte: Warum nicht? Nur muß ich bitten, daß es in meinem Beyseyn geschehe. Dawider konnte und wollte ich nichts einwenden. Heimlichkeiten hatte ich nicht zu vertrauen, und der biedere Mann war es werth, Zeuge der schmerzlichen Ergießungen unschuldiger Herzen zu seyn.

Ich schrieb einen offenen Zettel an Marien,

der sie auf die bestmöglichste Art mit dem Vorfalle bekannt machen, und mir die Erlaubniß erwirken sollte, sie zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu sehen. Zehen Minuten darauf meldete man mir, sie erwarte uns im Speisesaal. Der Commissär begleitete mich. Wie bleich, wie zitternd sie war, wie sie mit der höchsten Anstrengung sich aufrecht zu halten strebte, um das noch Schmerzlichere zu thun, und meine Mutter vorzubereiten, der sie den Trost des letzten Abschiedes von ihrem Sohne zu entziehen sich ein Gewissen gemacht hätte — das, Jüngling, und was ich empfand, welche Momente meiner in den Armen, unter den Segnungen einer geliebten, hochbetagten Mutter erwarteten — das sage dir dein Herz! Ich kann es nicht!

Der Einsiedler hielt hier wieder und sehr lange inne. Jetzt spiegelten sich die Sterne in den Thränen, die seinen Augen bey seinen Erinnerungen entquollen, und lange hernach erst vermochte er zu reden.

Auf dem Wege von unserem Landsitze bis nach Sevilla, und von da nach Madrid erfuhr ich durch den Commissär, der mich mit Mitleid und Achtung behandelte, so viel, daß ich wegen revolutionärer Gesinnungen angeklagt und verhaftet sey. Ich und Revolutionär! So sehr mich die

Art der Anklage in dieser trüben Zeit des gegenseitigen Mißtrauens und der Parteyenerbitterung erschreckte, so beruhigte mich doch das Bewußtseyn meiner Unschuld, und die Beweise meiner, seit dem Umschwunge der Dinge in Frankreich ganz geänderten Gesinnung, die, aus meinen Papieren vorzulegen, mir nicht schwer seyn sollte.

Es kam Alles ganz anders. Mein Empfang in Madrid war schon unglückweissagend, mein Gefängniß war streng, beynahe hart, und Wochen vergingen, ehe ich nur die Wohlthat eines Verhörs erlangte. Was ich aber hier hörte, erhellte auf einmahl wie ein Blitz die Nacht, die mein Schicksal umgab, zeigte mir das Hoffnungslose meiner Lage und drückte zugleich noch den schmerzlichen Stachel verrathener Freundschaft, mißbrauchten Vertrauens in mein ohnehin tief verwundetes Herz.

Erinnerst du dich noch, daß ich dir von einem Aufsatze sagte, den ich in jener Zeit jugendlicher Begeisterung für das Ideal der Menschenveredlung entworfen, und dem Grafen Elquizar, der sich meinen Freund nannte, und es wohl auch damahls war, auf seine Bitten abgetreten hatte? Ich hatte den Aufsatz längst vergessen, denn es waren mehr als drey Jahre darüber hingegangen. Wahr-

scheinlich dachte Elquizar seiner, und der Folgen, die er haben konnte, bey der Schuldlosigkeit seiner eigentlichen Tendenz auch nicht mehr. Aber Elquizar suchte, wie ich dir ebenfalls erzählt habe, eine Bedienstung am Hofe. Er war von guter Familie, von tadellosen Sitten, nicht ohne Geschicklichkeit, und mangelte daher keines gerechten Anspruchs an die Stelle, bey der er zu seinem Unglücke nur gar zu viele Mitwerber fand.

Elquizar's Erscheinung in den Schranken erschreckte die Nebenbuhler. Man suchte ihn zu verleumden. Es wollte nicht gelingen; denn in Rücksicht des äußeren Betragens war ihm mit Recht kein Vorwurf zu machen. Da spielte ein unseliges Ungefähr einem von ihnen jenen Aufsatz in die Hand, den Elquizar's Eitelkeit, nicht zufrieden, ihn seinen Freunden mitzutheilen, außer Landes hatte drucken lassen, um ihn schneller zu verbreiten. Sogleich wurde er dem Minister, der über die Vergebung jener Stelle zu entscheiden hatte, überreicht, und seiner Einsicht das Urtheil überlassen, ob ein Mensch, der solche Grundsätze hege, diese, oder überhaupt eine Bedienstung in dem Reiche zu erhalten fähig sey? Der Minister stutzte. Elquizar war ihm werth, er ließ ihn rufen und stellte ihn zur Rede, und hier — o, laß den

milden Schleyer auf einer Handlung ruhen, den reifes Nachdenken, genauere Kenntniß des menschlichen Herzens, und endlich zwanzig Jahre stiller Abgeschiedenheit von dem Weltgeräusche darüber gebreitet haben! Genug, der rechte Verfasser wurde bekannt. Mein Manuscript, das noch in Elquizar's Händen war, zeugte wider mich. Der Graf kam mit einem Verweise und einer ernsten Warnung, sich nie wieder in solche Verbindungen einzulassen, davon, und erhielt bald darauf die gewünschte Stelle.

Es wäre mir nicht schwer gewesen, mich so gut als Elquizar von der Last eines längst begangenen Fehlers zu reinigen, indem ich seit mehr als zwey Jahren allen Verbindungen democratischer Art, sowohl in als außer meinem Vaterlande, entsagt hatte; aber ich — der Mensch, der mit seinem Wissen und Willen nie, auch nur einen Wurm gekränkt, der sich von jeher befliſſen hatte, rechtlich und offen mit Jedermann zu handeln — ich hatte Feinde, und zwar sehr hämische, sehr bittere! Mein unglückliches Talent war Schuld daran. Es gab Leute, die ich nie beleidigt hatte, die ich kaum kannte, die es mir aber nicht verzeihen konnten, daß ich Etwas besser verstand als sie, und dieß Etwas gerade ein freyes, durch keinen Fleiß, kein

Gold zu erwerbendes Geſchenk des Himmels war. Unter den höheren Beamten des Senats ſelbſt, der über meine Sache zu ſprechen hatte, befand ſich ein unglücklicher Dichter, der früher manchen Verſuch gemacht hatte, die unſchuldigen Spiele meiner Muſe wo nicht zu verdunkeln, doch etwas Gleiches hervorzubringen. Es gelang ihm nicht. Er wurde ein würdiger Rechtsgelehrter, aber er blieb ein ſchlechter Dichter. Dieſer Menſch haßte mich, als ob meine Gedichte eben ſo viele Satyren auf ihn geweſen wären. Er fand bald Andere, die ſich ihm in gleicher feindſeligen Meinung beygeſellten, ohne auch nur einen Grund für ihren Neid und Haß anführen zu können. Man durchſtöberte meine Papiere, um Gegenſtände zur Anklage zu finden, und brachte endlich mein angefangenes Heldengedicht Pelayo hervor, in welchem man deutlich unter den Mauriſchen Fürſten das Königthum und den Adel, unter den unterdrückten Spaniern, die das fremde Joch abzuſchütteln ſuchten, das Volk, oder die ſogenannten Demoeraten, und endlich ſogar unter einigen Figuren von abergläubiſchen, zauberhaften Derwiſchen und niederträchtigen Fakirs, welche der Plan meines Heldengedichts mich gerade zu brauchen nöthigte, ein Bild unſerer Geiſtlichkeit ſehen wollte. So zielte man

auf nichts Geringeres, als mich vollends zu verderben, indem man mich der Inquiſition verdächtig machen, und wo möglich meine Sache in die Hände dieſes geiſtlichen Tribunals ſpielen wollte. Aber was dieſe böſen Menſchen zu meinem Unglück erſonnen hatten, wurde mir eben zur erſten Quelle des Troſtes, und endlich der Rettung.

Der würdige Biſchof, der damahls das Amt des Großinquiſitors bekleidete, hatte früher zwar nicht mich perſönlich, aber einige meiner Arbeiten gekannt. Die Liebe für's Gute, der Sinn für Religion und höheres Streben, der in den Meiſten derſelben lag — das darf ich wohl jetzt, ohne Furcht, mißverſtanden zu werden, ſagen — hatten das Herz des redlichen Prieſters dem unbekannten Jünglinge geneigt gemacht. Er erſchrack, als man ihn von meinem vermeinten Verbrechen unterrichtete. Es war ihm unmöglich, an eine ſolche Herzensverderbtheit bey einem Menſchen zu glauben, der einſt ſo fromm zu fühlen geſchienen hatte. Er ließ ſich die Acten bringen, er las den Aufſatz, und endlich das Heldengedicht. Er erkannte in jenem die Irrthümer jugendlicher Schwärmerey, die dem welterfahrnen Manne oft vorgekommen waren, und es fand Zurechtweiſung und ſtrenge Warnung nöthig; in meinem Pelayo aber

konnte er nun einmahl das Gift nicht finden, welches meine Feinde herauszusuchen sich bestrebt hatten. Vielmehr gewann die dichterische Wärme, womit ich die Empfindungen und Klagen der unterdrückten, um ihre Kirchen, um ihren Gottesdienst gebrachten Christen schilderte, und die Höhe, auf welcher das wahre Christenthum in dem Gedichte erschien, mir seine ganze Zuneigung wieder. Er erklärte bestimmt, ein junger Mensch, der solche Grundsätze habe, könne unmöglich ein Religionsspötter oder Feind des Vaterlandes seyn. Dieser Ausspruch schlug die Hoffnungen meiner Gegner nieder, und wirkte überhaupt günstig auf den Gang der Untersuchung. Den Einflisterungen persönlicher Gehässigkeit und neidischer Eitelkeit wurde der freye Spielraum genommen, der würdige Bischof nahm sich auch ferner des unterdrückten Sängers an, er sprach mit dem Minister, endlich mit dem Könige selbst. Man übergab die Acten andern Räthen, und meine Unschuld wurde endlich nach zwey Jahren enger, schwerer Haft, welche nur das Mitleid des Inquisitors und die Rücksicht auf meine ganz zerstörte Gesundheit gegen das Ende etwas gemildert hatten, öffentlich anerkannt, mein Adel, mein Vermögen, nach welchem die Raubgier schon ihre Hände ausgestreckt hatte, nur meine Stelle nicht.

mir wiedergegeben, weil man es doch bedenklich fand, einem Menschen, der wenigstens einst so gedacht hatte, wie jener Aufsatz bezeugte, ein öffentliches Amt zu geben.

Man kündigte mir meine Lossprechung an, die mir eben so unerwartet kam, als zwey Jahre zuvor meine Gefangennehmung. Aber wie schnell gewöhnt sich des Menschen Herz an's Gute! Der erste Gebrauch, den ich von meiner wiedererlangten Freyheit machte, war, eine Staffette nach Sevilla abzusenden, die meinen Geliebten die frohe Nachricht bringen, und die lange gedrückten Gemüther auf meine Ankunft vorbereiten sollte. Doch erlaubte mein heißes Verlangen, nach so langer Zeit zu wissen, wie es meinen Lieben ginge, von denen man mir geflissentlich jede Nachricht vorenthalten, und mich in der grausamsten Ungewißheit über ihr Schicksal gelassen hatte, diese brennende Ungeduld erlaubte mir nicht, weder die Rückkunft des Bothen zu erwarten, noch auf meine körperliche Schwäche Rücksicht zu nehmen. Sobald ich meinen Kerker verlassen durfte, bestellte ich Postpferde, nahm einen jungen Menschen, den ich während der Zeit meiner Einkerkerung als eine gute, mitleidige Seele kennen gelernt hatte, zum Bedienten an, und folgte meinem Bothen.

Ich beobachtete nur aus Schonung für meine Lieben die einzige Vorsicht, daß ich mich auf den Stationen genau nach diesem Bothen erkundigte, und so erfuhr ich, daß er richtig überall einen Tagmarsch vor mir voraus hatte. Das hielt ich für hinreichend, um der Überraschung alles Gefährliche zu benehmen, und so langte ich endlich vor meinem Hause an. Ein unheimliches Gefühl ergriff mich, als ich alle Jalousien festgeschlossen und das Thor gesperrt fand. Ich schellte. Eine unbekannte Gestalt öffnete mir, eine Magd, die ich mich nie gesehen zu haben erinnerte. Wohnt nicht Donna Miguela de Veruuna hier? fragte ich mit steigender Bangigkeit.

Seyd Ihr so fremd in Sevilla, antwortete die Person, daß Ihr nicht wisset, daß Donna Miguela bereits seit zwey Jahren begraben ist?

Diese Worte waren genug, nach so viel Leiden, nach der Erschöpfung einer überaus schnellen Reise mir das Bewußtseyn und die Macht über mich selbst zu rauben. Mein Bedienter und die Fremde brachten mich in ein Gemach neben dem Thorweg, und bemüheten sich lange vergeblich, mich ins Leben zurückzurufen. Ich erwachte endlich, und der Schmerz um meine gute, geliebte Mutter war das erste Gefühl, an dem ich meines Bewußtseyns in-

wurde. Kaum hatte ich noch den Muth, nach Donna Maria zu fragen. Sie lebte, aber sie hatte sich ins Kloster der Clarisserinnen zurückgezogen, und man sagte mir, daß es vergeblich seyn würde, heute noch einen Versuch zu machen, um sie zu sprechen, weil so spät Niemand, am wenigsten ein Mann, in das Sprachzimmer gelassen würde. Also Nonne! rief ich: Und auch verloren! Auch auf ewig entrissen!

Die Magd wußte mir nichts zu sagen; aber ihr Gebiether trat in dem Augenblicke ein, mein guter, alter Stallmeister Diego. Er erkannte mich mit Mühe, weinend warf er sich mir zu Füßen, weinend küßte er meine Hände, und von ihm erfuhr ich die Geschichte meines ganzen Unglücks.

Schrecken und Schmerz hatten bey meiner Gefangennehmung verderblich auf die Gesundheit meiner hochbetagten Mutter gewirkt. Ein Schlagfluß rührte sie wenige Tage nach meiner Entfernung, und raubte ihr wohlthätig mit der Besinnung die Erinnerung an ihr Unglück. In diesem Zustande, zwischen Leben und Tod schwebend, brachte sie noch ein paar Wochen zu, während welcher Donna Maria, ihr gebrochenes Herz zu Stärke und Selbstbeherrschung aufrufend, der theuern Kranken alle Pflicht und Liebe einer Tochter erwies. Endlich

lösete der Tod das schwache Band, das den Geist der Kranken noch an die irdische Hülle fesselte, und sobald die nöthigsten Geschäfte in Ordnung gebracht, für mein Haus und mein zurückgelassenes Vermögen aufs Beste gesorgt war, übergab Maria die Aufsicht über Alles dem treuen, alten Diener, sie selbst aber zog sich in das Kloster der Clarisserinnen zurück, dessen Äbtissinn eine Jugendfreundinn von ihr war, fest entschlossen, die Entscheidung meines und ihres Geschicks in dieser heiligen Zufluchtsstätte zu erwarten, und, wenn sie ungünstig ausfiele, sie auch für dieß Leben nicht wieder zu verlassen.

So stand Alles eine Weile, Sennor! fuhr der treue Alte fort, und Donna Maria gab sich alle erſinnliche Mühe, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, oder Ihnen welche von uns zukommen zu machen. Sie trug mir dasselbe auf, ja, sie sendete mich selbst zweymahl nach Madrid. Es war vergeblich, und Alles, was ich von meiner zweyten Reiſe vor einigen Monathen zurückbrachte, war die Todesbotschaft, daß Ihre Sache dem Inquisitionsgericht übergeben sey. Nun entzog sich Donna Maria jede Hoffnung, sie machte eine Art Testament, schrieb mir meine Verhaltungsregeln vor,

wenn man Beſchlag auf Ihr Vermögen legen ſollte, und bereitete ſich, den Schleyer zu nehmen.

Und es iſt geſchehen? rief ich troſtlos in halbem Wahnſinn, faßte den treuen Alten, und ſchüttelte ihn.

Noch bis jetzt nicht! antwortete er, ſich ehrerbiethig von mir losmachend: Es fehlen noch mehr als ſieben Monathe am Probejahr, und es iſt immer noch Zeit —

O, habe Dank, habe Dank, mein Freund! rief ich, und umarmte den Alten, indem die erſte Thräne erleichternd aus meinen Augen ſtürzte, und meine gepreßte Bruſt das erſtemahl frey aufathmete. Diego bath mich, den Ungeſtüm meiner Regungen zu mäßigen, mich heut noch ruhig zu halten; morgen wolle er, ſobald das Kloſter geöffnet werde, Donna Maria meine Anweſenheit melden, und mich ſodann gleich zu ihr führen, weil das heut durchaus nicht mehr anginge.

Ich mußte mich zufrieden geben. Diego ließ indeß durch ſeine Frau und Magd mein ehemahliges Zimmer in Stand ſetzen, daß ich es für dieſe Nacht bewohnen konnte, und ich mußte ſein Gaſt bey einer kleinen Abendmahlzeit ſeyn. Ach großer Gott! Wie mir da zu Muthe war, als ich, wie ein Fremdling in dem ausgeſtorbenen, ganz leeren

Hause meiner guten Ältern, dem Schauplatze ihrer Tugenden, meiner unschuldigen Freuden, später meiner seligsten Stunden mich wieder fand! Diego's Gesellschaft, der einzigen befreundeten Seele, war mir eine Art von Trost; doch sendete ich ihn bald weg, durchirrte mit dem Lichte in der Hand die leeren, wiederhallenden Gemächer, wallfahrtete zu jeder Stelle theurer Erinnerung, und schäme mich nicht, dir zu gestehen, daß ich diese ganze Nacht in heißen Thränen zubrachte, die durch die frohe Aussicht, meine geliebte Braut zu sehen, nach dem, was ich von dem Zustande ihrer Gesundheit gehört hatte, nur wenig gestillt wurden.

Endlich graute der Morgen. Diego brachte mir das Frühstück, und schickte sich an, ins Kloster zu gehen. Jetzt schlug mein Herz das erste Mahl mit freudigem Gefühle; denn nun nahte die Stunde, und, wie kränklich, wie gebeugt die Geliebte auch seyn mochte, der Hauch der zärtlichsten Liebe sollte diese gesunkene Blume wieder beleben, und durch die Pflege der sorglichsten Treue wieder Kraft und Jugendfrische in dieß zerstörte Wesen strömen.

Ich schildere dir nicht, wie ich die Stunde bis zu Diegos Wiederkunft zubrachte. Meine Seele war nicht eigentlich bey mir. Ich fühlte mein Daseyn nur an meiner Sehnsucht. Endlich kam

er, endlich betrat ich das Sprachzimmer, und, von der Äbtissinn geleitet, sank die Braut, nicht mehr des Himmels, sondern des beglückten Geliebten, in meine Arme. O, welches Wiedersehen!

Die Freude desselben, so gut Diego und die treue Freundschaft der Äbtissinn die arme Leidende vorbereitet zu haben glaubten, wirkte doch nachtheilig auf Marien. Zwar erhohlte sie sich wieder, zwar willigte sie auf mein ungestümes Bitten, auf das Zureden der Äbtissinn selbst, darein, ihren Entschluß aufzugeben, und die theuren Fäden, die sie einst an mich und die Welt gebunden, wieder anzuknüpfen; aber ihre Blüthe, ihr Lebensmuth kamen nicht wieder.

Sie wurde meine Gattinn, sie folgte mir aus dem Kloster in die Welt. Nicht ganz ein volles Jahr sah ich sie an meiner Seite hinwelken. Alles, was die ängstliche Liebe, was die Wissenschaft der Ärzte erfinden und vorschreiben, und eine rücksichtslose Freygebigkeit herbeyschaffen konnte, Alles wurde angewandt. Mit inniger Liebe, mit unendlich zarter Dankbarkeit nahm Maria Alles dieß an, und vergalt meine Sorge mit einer wahrhaft kindlichen Hingebung; aber es schien, als ob diese durch so viele Schrecken und lange getragenen Gram aufgeriebenen Kräfte sich nicht mehr sam-

meln könnten, und die einmahl dem Himmel bestimmte Braut kein irdisches Eigenthum mehr seyn dürfte. Zehn Monathe, nachdem ich meine Freyheit wieder erhalten hatte, und im achten unserer Vermählung verschied sie sanft in meinen Armen. Der Engel kehrte zum Himmel zurück.

Ildephons schwieg, und der Jüngling störte durch keine vorlauten Worte die stille Todtenfeyer. Endlich begann der Einsiedler wieder.

Mein Lebenslauf war beschlossen. Die Welt war mir eine Wüste, von Ungeheuern bewohnt, die, nur sich und ihre unlauteren Zwecke kennend, sich kein Bedenken machten, das Glück, die Ehre, das Leben ihrer Nebenmenschen, ja ihrer Freunde ihren Absichten zu opfern. Alles eckelte mich an, Alles war mir verhaßt, und eine heftige, oft unleidliche Sehnsucht nach Marien, nach meinen guten Ältern, diesen einzigen Wesen, die mir auf dieser Erde der Liebe und Achtung würdig schienen, hätte mich mehr als ein Mahl zu einem Verbrechen reizen können, das ich in ruhigen Stunden als eines der größten verabscheute, wenn nicht eine tiefe Religiosität mich davor bewahrt, und Gott sich in dieser meiner irdischen Verlassenheit als gütiger Vater an mir bewiesen hätte.

An den Trostgründen der Religion, an dem

festen Glauben an Gottes weise und heilige Weltregierung, richtete sich mein gebeugter Geist auf. Die göttliche Gnade erleuchtete den Verzagenden, ich faßte wieder Muth und Lebensfähigkeit. Meine Ansichten von der Welt und dem Treiben der Menschen blieben im Grunde dieselben, nur verloren sie die grellen Farben, womit mein erster Schmerz sie begleitet hatte. Es waren nicht mehr Ungeheuer; die eine von Gott schön geschaffene Welt zum Schauplatze ihrer Verbrechen, und dadurch zu einem Jammerthale machten; aber es waren schwache Geschöpfe, in Wahn, Eitelkeit und Irrthümern befangen, sich und Andere in trostlosem Wirbel ewig wiederkehrender Thorheit umhertreibend. Ich haßte sie nicht mehr, aber sie ekelten mich an, und ich rettete mich hierher auf diese stillen Höhen, die schon früher dem dichtenden Jünglinge oft in der Verklärung religiöser Stille und Erhabenheit vorgeschwebt hatten, und in denen der Mann endlich nach so manchen Stürmen und manchem inneren Kampfe die langvermißte Ruhe fand.

Zwanzig Jahre lebe ich hier nur mit Gott und der Natur. Hier habe ich Frieden gefunden, hier haben meine Wunden ausgeblutet; hier ist eine heilige Stille in mein Herz gekommen. Meine Ansichten haben sich wieder gereinigt, und nur gewis-

se Puncte sind wie feste Säulen, oder, wenn ich so sagen darf, wie dieser Berg selbst über der niedrigen Fläche weithin sichtbar und unumstößlich stehen geblieben. Diese sind, daß Laster und Verbrechen bey Weitem nicht so allgemein auf unser Schicksal wirken, als Schwächen und Thorheiten, daß die Menschen am meisten durch Täuschung und Eitelkeit leiden, und daß besonders diese eine weit größere Feindinn unseres Glückes und unserer Tugend ist, als man gemeinhin denkt, ja, daß ohne diese die Menschen vielleicht ihrem ursprünglichen Glücke nie entfremdet worden wären. Was ist die Geschichte der Schlange mit Even anders, als was sich noch täglich wiederhohlt, und was besonders in mein Leben so verderblich einwirkte, eine Regung der Eitelkeit, die über alles Höhere verblendet, und zu anerkanntem Unrecht hinreißt? So ward meine erste Jugendliebe das Spiel einer eitlen Frau; so opferte mich der Freund seinen eitlen Absichten; so brachte die Thorheit und Verkehrtheit einer edlen Nation mich um das schönste Ideal des Lebens; so suchte die gekränkte Eitelkeit meiner Neider den ohnehin Unglücklichen ganz zu verderben, und meine Mutter und eines Engels Herz fielen als Opfer dieser Bestrebungen.

Aber der himmlische Wagen ist unterdeß über

unſerm Haupte dem Scheitelpuncte zugerollt. Mitternacht iſt nahe, und die Zeit ermahnt uns, der Ruhe zu gedenken. Komm, La Chartelliere! Laß uns zur Hütte zurückkehren! Du bleibſt für den Reſt der Nacht mein Gaſt, denn es iſt zu ſpät, um den Rückweg in's Kloſter zu ſuchen. Möchte morgen, wenn das Frühroth aus dieſen braunen Schatten hervorbrechen wird, auch aus der Erzählung meines düſteren Lebens ein freundlicher Strahl des Troſtes für dich hervorglänzen! Sie ſtanden auf, und gingen der Einſiedeley zu.

Horimir.

Eine böhmische Sage.

Horimir.

Die Sonne des ersten milden Frühlingstages sank hinter die westlichen Berge, ihr goldener Schein wiederstrahlte von den Thürmen und Zinnen der festen Burg Neumietel, die trotzig auf ihrer Felsenspitze über die weite Fläche hinaussah. Leichte Nebel wölkten sich von der Ebene empor, aber aus den Thalschluchten und waldigen Klüften hinter der Burg erhob sich bereits die Dämmerung.

Da saß am Fuße des Felsen, wo der Weg sich zu dem Sitze seiner Ahnen hinaufzog, unter einer frischbelaubten Eiche ein Jüngling, tiefsinnig das Haupt an die Harfe gelehnt, die in seinen Armen ruhte. Der Abendwind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen und den wehmüthig lächelnden Mund. Sein schönes, dunkles Auge starrte unsicher vor sich hin, die Hand führ-

te zuweilen an die bebenden Saiten, und ein Seufzer entwand sich seiner Brust. Die ruhige Schönheit des Abends, der Mond, der, hinter dem Waldgebirge versteckt, ein magisches Licht über die vom Tage noch halb erhellte Gegend goß, konnten ihn nicht erheitern. Der arme Horimirz wußte nichts davon. Seit vielen Monden hatte ein unglücklicher Zufall ihn des Augenlichts beraubt, er lebte einsam auf dem Schlosse seines Vaters, der mit den jüngern Söhnen dem Vergnügen der Jagd, oder dem Ruhme blutiger Fehden und Raubzüge nachging.

Es war damahls eine düstere Zeit für den unglücklichen Horimirz und für sein Land. Der weise Herzog Wogen war gestorben, der, wie seine Vorfahren, das damahls noch heidnische Böhmen zu entwildern, seine Wälder zu lichten, Ackerbau und Fleiß zu verbreiten, und den unstäten Nomaden und Krieger zu mildern Sitten zu gewöhnen gesucht hatte. Ihr Bestreben war gelungen, die Wälder öffneten sich, Dörfer entstanden zwischen wohlgebauten Feldern, Ordnung, Thätigkeit, sanftere Tugenden keimten aus der Scholle, die des Pflügers ehrenvoller Schweiß begossen hatte, hervor, und eine schönere Zeit fing an, für Böhmen zu tagen.

Nach Wogens Tode hatten die Wladiken den

klugen und kräftigen Fürsten Krzesomysl zum Herzoge erwählt; aber Krzesomysl war nicht bloß klug und kräftig, er war auch hart und habsüchtig. Ein Zufall entdeckte im Anfange seiner Regierung die Silberadern in dem Gebirge Przibram. Der Herzog sah bald den Vortheil ein, der ihm aus der Bebauung dieser Minen erwachsen konnte, und ließ mit oder wider Willen das Landvolk von Pflug und Tenne weg in die dunkeln Bergesklüfte treiben. Schachten wurden eröffnet, die Eingeweide der Felsen durchforscht, Schätze erbeutet, Krzesomysl ließ sich und seinen Söhnen feste Schlösser bauen; aber der Ackerbau lag nieder, die Dörfer standen verlassen, das Volk verwilderte. Einige Wladiken murrten, andere folgten, wie Horimirz's Vater, dem lockenden Beyspiele des Herzogs. Kummer und Unzufriedenheit schlichen durch das verödete Land, aber des Herzogs zahlreiche Mannen standen schlagfertig hinter den Mauern seiner festen Burgen, und Niemand wagte es, mit Ernst eine Abänderung zu fordern, die er den Bittenden so oft verweigert hatte.

Auch Horimirz war mit dem Unglück seines Landes wohlbekannt, und hatte in früherer Zeit, als er noch an seines Vaters Seite auf Jagden und Fehden auszog, oft versucht, für die armen Elge-

nen, die der stolze Wladike in seinen Minen zu arbeiten zwang, zu sprechen; aber der Sohn der früh verstossenen Gemahlinn konnte von dem Vater, dem die zweyte Frau und ihre Söhne näher am Herzen lagen, nicht viel erhalten. Vielmehr sann der Herr von Nammietelchy darauf, wo möglich diesen ungeliebten Erstgeborenen von der Erbfolge auszuschließen, und alle Güter den jüngern Brüdern zuzuwenden.

Horimirz fühlte sich bald von Allen verlassen. Tagelang blieb er einsam in der Nacht, die ihn umgab, nur seine Harfe und sein Gesang leisteten ihm Gesellschaft. Zuweilen führte ihn ein Knecht seines Vaters den Felsenpfad hinab in eine stille Gegend des Thales; da saß er dann mit seiner Harfe, den Tönen der Natur um ihn her lauschend, und ihre wehmüthigen Wiederklänge bildeten sich in seiner Seele zu Gesängen aus, die er mit dem Saitenspiele begleitete.

So war mehr als ein Jahr verflossen. Der zweyte Frühling fieng an ungesehen von ihm, Wald und Feld mit frischem Grün zu schmücken. Er hatte sich lange nach einem Gange in's Freye gesehnt. Heute endlich fand sein Führer die Zeit dazu, und Horimirz genoß mit vollen Zügen der wehmüthigen Lust an dem Reize der wiederauflebenden Na-

tur, die nur seinem Gefühle und Gehöre zugänglich war. Aber er horchte vergebens auf die friedlichen Klänge des Landlebens, kein Pflug durchschnitt das öde Feld, keine Heerdenglocken tönten, wohl aber hörte er in den Felsenschluchten des Gebirges hinter ihm das Klopfen der Hammer und das Geräusch der Brecheisen. Eine tiefe Trauer breitete sich über sein Herz, das Leid des Vaterlandes und sein eigenes verschmolzen in seiner Seele, er lehnte sich in düstern Betrachtungen an seine Harfe.

Indessen war die Dämmerung vollends der Nacht gewichen, der volle Mond trat hinter dem Gemäuer des Schlosses hervor, und goß sein mildes Licht über die Gegend hin. Horimirz fühlte den hellern Glanz, und er vermuthete, was es seyn mochte; aber es war Niemand um ihn, den er fragen, von dem er Gewißheit hätte erhalten können. Da übermannte das Gefühl seiner Verlassenheit sein Herz; er griff in die Saiten, und erhob den Gesang:

Es ist Nacht um mich?
Ob die Sonne strahlet,
Ob des Mondes Licht
Alles silbern mahlet,
Ach, ich weiß es nicht.

Es ist Nacht um mich!
Wie die Frühlingsauen
In der Blüthe stehn,
Wie die Schatten thauen,
Ich kann es nicht sehn.

Es ist Nacht um mich!
Alle Freuden starben,
Und des Menschen Bild,
Und die Pracht der Farben
Sind in Nacht verhüllt.

Es ist Nacht um mich!
Kann allein nicht schreiten,
Und des Fremden Hand
Muß mich helfend leiten
Durch das wüste Land.

O du öde Nacht!
Doch — ich wollt' es tragen,
Tragen meinen Schmerz,
Sünden meine Klagen,
Nur ein liebend Herz!

Hört' ich in der Nacht
Freundesworte tönen,
Würde, was mich füllt,
Dieses leise Sehnen
Endlich hoch gestillt!

Es ist Nacht um mich!
Schweiget, ihr düstern Sorgen!
Wenn das Herz mir bricht,
Bricht mir an der Morgen,
Dann seh' ich das Licht!

Horimirz hatte geendet. In düsterm Gedanken sank sein Haupt an die Harfe. Vor seiner Seele stand das Bild seiner guten verstorbenen Mutter, die ihn so treu geliebt, die er noch lange in ihrer Verbannung besucht und gepflegt hatte, die ihn jetzt in seinem Unglück nicht würde verlassen haben, und die vielleicht von den Abendwolken auf ihren Sohn mitleidig herabsah. Da rauschte es durch die Saiten der Harfe, sie klangen melodisch. Horimirz fuhr in die Höhe. Wer war nahe, der sein Spiel berührt hatte?

Er fühlte um sich — es war Niemand da. Er stand auf, da seufzte es neben ihm. Wer ist da? rief er. Es seufzte noch einmahl. Spottest du eines Blinden? rief er erzürnt, und seine Hand griff nach dem Schwerte.

Horimirz! lispelte eine sanfte Stimme. Zürne nicht! Fürchte nichts! Es ist ein Wesen um dich, das dir sehr wohl will.

Wer bist du?

Es würde dir nichts nützen, wenn ich meinen Nahmen sagte; denn du kennst ihn nicht.

Ich kenne die Nahmen aller unsrer Vasallen und Nachbarn.

Ich gehöre nicht dazu, aber ich bin dir gut. Dein Unglück hat mich bewegt, ich will dir Gesellschaft leisten in deiner Einsamkeit, wenn du mich nicht von dir stößest.

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, drang in Heinrich's Brust. Seine gute Mutter fiel ihm ein, und der Gedanke, daß die Götter sein Gebeth erhört und vielleicht der Schatten seiner geliebten Mutter um ihn sey, regte ihn mit Schauer und Freude auf.

O meine Mutter! rief er: Bist du es, die sich ihres Kindes erbarmt?

Das bin ich nicht, erwiederte die Stimme: Aber so lieb, wie deine Mutter, hab' ich dich wohl. Eine weiche Hand berührte leise die seinige bey diesen Worten, und er fühlte einen warmen Hauch an seiner Wange.

Um aller Götter Willen! Wer bist du?

Eine Bewohnerinn dieser Gebirge, ein Geschöpf, das ein höheres Wesen verehrt, wie du, das lange Zeuge deiner stillen Tugenden und deines Unglücks war, und das nichts mehr wünscht, als es

dir tragen und lindern zu helfen. Die Unbekannte hatte bey diesen Worten Horimirz's Hand gefaßt, und merklich zwischen der ihrigen gedrückt.

O, daß ich dich nicht sehen kann! rief Horimirz schmerzlich.

Das darfst du nicht, das darf kein Mensch, das um allein kann ich ungehindert bey dir seyn. Komm! Laß uns sitzen! Sie zog ihn sanft neben sich nieder; er fühlte die schlanke, jugendliche Gestalt an seiner Seite, ein lebendiges Gespräch erhob sich, die Unbekannte wußte um alle Verhältnisse Horimirz's, sie sprach von Allem mit tiefem Sinn und zartem Gefühle. Alles, was sie sprach, fand antwortende Klänge in des Jünglings Herzen, und der Silberton ihrer Stimme verschaffte ihren Worten noch willigeren Eingang.

So glücklich war der Jüngling seit Langem nicht gewesen. Was er am schmerzlichsten entbehrt hatte, war ihm nun geworden, ein freundlicher Umgang, ein Wesen, das Antheil an seinem Schicksale nahm.

Aber der Mond stieg immer höher, die Nachtluft wehte kälter. Man wird dich abhohlen, sagte die Unbekannte, und erhob sich von Horimirz's Seite: Lebe wohl für heute! Morgen sprechen wir uns wieder.

„Du willst mich schon verlassen?“

Ich muß. Glaube mir, Horimirz, daß nur das mich von dir treiben kann! Leb' wohl! Sie fuhr wieder leise über seine Hand hin, und der warme Hauch streifte wieder an seine Wangen. Dann war er allein. Er hatte kein Weggehn, kein Rauschen im Grase gehört, aber augenblicklich vernahm er die Stimme des Knechts, der sich ihm näherte, um ihn nach Hause zu führen. Der Diener nahm die Harfe, und hob den andern Arm seinem jungen Herrn. So stiegen sie schweigend den Felsenpfad hinauf; aber in Horimirzs Seele drängten sich Gedanken, Zweifel, Wünsche. Er war so glücklich, und doch so verunstreut und konnte den nächsten Abend kaum erwarten, wo er die Unbekannte wieder zu sprechen hoffte.

Der Morgen erwachte hell und freudig. Horimirz sah das nicht, aber es ging deßhalb doch auch hell und freudig in seiner Seele auf; denn er gedachte des gestrigen Besuches, und alles, dessen, was sie mit ihm gesprochen und was sie ihm verheißen hatte. Er zählte die Stunden bis zum Abend, und schlich, als Miemand kam, ihn in die Frische des Morgens zu führen, allein, um die Mauern des Schlosses hin, wo ein freundlicher Busch, das wußte er, ein stilles Plätzchen beschat-

tete, das die Aussicht in ein schmales, begrünztes Thal gewährte.

Er ging vorsichtig und langsam, dennoch glitt sein Fuß in der Nacht, die ihn umgab. Da faßte eine linde Berührung seinen Arm: Armer Hordmirz! So allein? So verlassen?

Es war die Stimme der Unbekannten. Eine heftige Röthe übergoß des Jünglings Gesicht: Ach du bist's? Du kommst mich zu leiten?

Sie drückte seine Hand, ein Seufzer traf sein Ohr. Ich möchte dich nie verlassen dürfen, sagte sie mit himmlisch mildem Tone.

Wer bist du, bey allen Göttern! die du mir so liebevoll nahest?

Ein Wesen, das dich liebt, das die Bestimmung seines Daseyns darin findet, dein Schicksal zu erheitern. Das genüge dir vor der Hand. Aber wo wolltest du hin?

Hordmirz bezeichnete ihr den Ort. Sie leitete ihn hin, und setzte sich dort an seine Seite. Ein süßes Gespräch beflügelte die Stunden. Hordmirz dampfte alle seine Leiden klagen, über sein Unglück, das Unglück des Vaterlandes sprechen. Die Unbekannte fühlte jeden Schmerz mit ihm; aber sie wußte auch für Vieles weisen Rath, und, wo kein Rath möglich war, erhob sie durch [illegible]

zungen und fromme Ergebung in den Willen eines leitenden höchsten Wesens den gesunkenen Muth ihres Freundes.

Die Strahlen der Sonne wurden wärmer und wärmer. Horimirz fühlte ihren Einfluß; sie fingen an, ihn zu drücken. Da zog die Freundinn den Rebzweig der Laube nieder zum schattigen Dach, schützte den Jüngling vor dem Mittagsstrahl, und empfing mit Freuden den Dank seiner sich ergießenden Seele. Aber plötzlich stand sie auf. Unsere guten Stunden gehen zu Ende, sagte sie: Man vermißt dich im Schlosse; ich will dich zurückbegleiten bis gegen das Thor. Sie faßte seine Hand. — Da tönten Schritte von dem Walle her. Lebe wohl! rief sie flüchtig: Wo immer du außer den Ringmauern der Burg einsam seyn wirst, werd' ich an deiner Seite erscheinen. Sie entwich, und in wenig Secunden nahete der Knecht, der seines Herrn Sohn schon lange vermißt und gesucht hatte.

Dieß schöne Leben dauerte fort. Die Unbekannte besuchte den Freund, so oft er sich allein außer den Mauern des Schlosses zeigte. In den Umkreis der Wälle trat sie nie. Niemand durfte sie sehen, Niemand ihren Umgang mit Horimirz ahnen. Das war die erste Bedingung, unter welcher

ſie ihm die Fortdauer ihrer Freundſchaft verhieß. Willig konnte er ſie ihr zuſagen; denn ſein Vater und ſeine Brüder kümmerten ſich wenig um ſeine Neigung und ſeine Unterhaltung. Aber bald wurde, obgleich Niemand die Urſache wußte, die Einwirkung des geheimnißvollen Umganges auf Hochmuth und ſein Betragen merklich. Sein Geiſt erhob ſich aus der Niedergeſchlagenheit, in die er ſeit Langem verſunken war. Jugendliche Heiterkeit und ein freundliches Lächeln verſchönerten wieder ſeine regelmäßigen Züge, er wurde mittheilender, er ſprach wieder huldreich mit irgend einem armen Unterthan, der ihn auf ſeinen einſamen Plätzen in Wald oder Thal ehrerbiethig im Vorübergehn begrüßte, er hörte ſeine Klagen, er verſprach zu helfen, und er that es. Wenn er dann bey dem nächſten Beſuche der ungeſehenen Freundinn die Noth der Armen erzählte, wenn er ſich mit ihr berieth, wie ihnen zu helfen ſey, da gab ſie ihm entweder klugen Rath, der nie des Erfolges mangelte, oder ſie brachte ihm kleine Büſche von zweyfüßicht gewachſenem Silber, oder Klumpen dieſes edlen Metalls, die der Jüngling ſtaunend befühlte, und ſetzte ihn dadurch in den Stand, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen.

Dieſe heitere Stimmung gab ihm auch den

Wladik, öfter sanft, aber ernst mit seinem Vater zum Besten der armen Unterthanen zu sprechen, und der rauhe Wladike vermochte nur selten der muthigen Beredsamkeit seines Sohnes zu widerstehen. Manchem Unfuge wurde abgeholfen, manther Druck erleichtert. Darinnen wurde der Schutzgeist der Gegend, und dieß Bewußtseyn, versüßte den mit der Liebe seiner Freundinn, verschönerte sein Leben, und ließ ihn die Entbehrung so mancher andern Freude weniger fühlen.

So glücklich sich aber auch der Jüngling manchmahl preis, so gab es doch einsame Augenblicke, wo der Wunsch, etwas Näheres über das wahre Verhältniß seiner Geliebten zu wissen, die Furcht vor leicht möglicher Trennung bey diesen losen, räthselhaften Banden, ein geheimes Grauen vor manchem unbegreiflichen Ereignisse, und endlich der Schmerz über die Unmöglichkeit, die geliebte Gestalt zu erblicken, ihn tief betrübten, und ihn in all die Schwermuth zurückstürzten, aus der ihn die Liebe erst gezogen hatte.

An einem Morgen, nach einer in Trübsinn und Zweifel durchwachten Nacht, ließ er sich von einem seiner Leute zu der Eiche im Thale führen, wo die Unbekannte ihm zuerst genahet, wo er das erste Mahl den sanften Einfluß eines liebenden Wesens

gefühlt hatte. Er saß in düstern Gedanken, und empfand lebhafter, als seit Langem, das Hülflose, Traurige seiner Lage; da stand die Freundinn plötzlich neben ihm, ihre eine Hand legte sie auf sein lockiges Haupt, mit der andern ergriff sie seine Rechte und sagte: Horimirz! Warum so niedergeschlagen?

Er fuhr empor. — Ach, bist du da? rief er: Ich war so einsam, ich fühlte mich so verlassen.

War das die ganze Ursache deiner Schwermuth, Horimirz?

Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht. Nein! sagte er nach einigem Besinnen.

Du bist seit einiger Zeit niedergeschlagener, als sonst. Mein Umgang vermag dich nicht, wie früher geschah, ganz zu befriedigen. Horimirz! Wenn ich denken sollte, daß du mich nicht mehr — daß du mich nur weniger liebtest? —

O, Ihr Götter! Wie kannst du das glauben? Es würde mich sehr unglücklich machen, weit unglücklicher, als du denkst, weit unglücklicher, als du vielleicht würdest, wenn ich dich verlassen müßte.

O, nur das nicht, das nicht, Ihr Götter! Sonst nehmt lieber mein Leben gleich!

Fasse dich, Horimirz! Ich werde dich nie, nie

verlaſſen, ſo lange ich in dieſem ſterblichen Leibe walle; ob ich dir aber immer und überall werde begegnen können, ob unſer Bündniß dauern ſoll, das wird von dir abhängen. — Höre mich an!

Sie nahm Platz an ſeiner Seite und begann: Ihr ſterblichen Menſchen, die Ihr auf der Oberfläche der Erde in Freude und Leid Euer Weſen treibt, ſeyd nicht, wie Ihr glaubt, die alleinigen Bewohner dieſes Sternes. Auch ſind die fratzenhaften Gottheiten nichts, die du nebſt deinen Landsleuten anbetheſt. Es iſt ein Einziges, höchſtes, allmächtiges, allgütiges Weſen, das die Welt erſchaffen hat, und ſie mit allen ihren Geſchöpfen erhält und beherrſcht; aber zwiſchen dieſem Unendlichen, Vollkommenen, und Euch ſehr endlichen, ſehr unvollkommenen Kindern des Staubes ſind zahlloſe Abſtufungen reinerer und minder reiner Geiſter. Viele derſelben bewohnen mit Euch dieſen Ball, ſie ſchaffen in Luft und Waſſer, Erde und Feuer, das Wachſen und Gedeihen der Thiere und Pflanzen, den blumigen Frühling, den fruchtbaren Herbſt; ſie leiten Donner und Blitz, ſie wachen über die Bildung der Steine und Metalle im Innerſten der Berge. Gerne theilen dieſe, ſo wie alle Ordnungen der Geiſter, mit dem Menſchen, was die Natur gemeinſam für Alle hervorbringt;

über mich jetzt des Herzogs und deines Vaters Bergknappen im innersten Heiligthume der Berge für Frevel treiben; fasset du nicht, und ich werde es dir enthüllen, wenn es einst Zeit ist.

Diese Geister alle sind viel höherer, reinerer Natur, als die Menschen, sie sind unsterblich, sie sehen in die Zukunft, die Gegenwart liegt überall offen vor ihrem Blicke, und die Vergangenheit ist aus ihrem Gedächtnisse nicht verlöscht; aber sie müssen manche Freude, die Ihr genießt. In alter Zeit war es anders. Da lebten diese Wesen vertraulich mit dem besseren Menschengeschlechte, sie verbanden sich in Liebe mit ihnen, und wurden dadurch der Seligkeit der Freundschaft, des Glückes wechselseitiger Leistungen theilhaft, die uns in unserm reinen, unbedürftigen Seyn ewig unbekannt bleiben. Dafür gaben wir den Menschen höhere Weisheit, wahre Erkenntniß ihres Verhältnisses zu dem einigen Gott, tugendhaften Willen. Aber die Menschheit sank, die Elementargeister zogen sich zurück; jetzt ist keine Verbindung unter uns mehr möglich, als wenn das reine Wesen sich entschließt, auf manche Vorzüge der Geisterwelt Verzicht zu leisten, mit der dichten Körperhülle das Loos des sterblichen Freundes zu theilen, und sich den Schmerzen, zu dem Tode der irdischen Natur

zu unterwerfen. Und selbst dann darf es sich nicht in seiner wahren Gestalt zeigen; denn Ihr ertrügt diesen Anblick nicht. Darum sind diese Bündnisse äußerst selten, und Eure Geschichte nennt nur wenig auserwählte Sterbliche, denen der Umgang mit uns gestattet war.

Mich hat dein stilles Wirken, dein reiner Wille längst gerührt, wenn ich in hellen Mondnächten über dem Felsen hinschwebte, an dem du saßest, und deinen Gesang und die Töne deiner Harfe vernahm. Wie oft haben diese Klänge mich aus den geheimen Gängen des Gebirges auf die Oberwelt heraufgezogen! Wie oft habe ich dich mit liebendem Gefühle beobachtet! Aber ich konnte dir nicht sichtbar werden, und wußte nicht, wie ich mich dir nähern sollte, als ein unglücklicher Zufall deine Augen dem Lichte schloß. Nun durfte ich es wagen, mich dir zu entdecken, ich durfte mit dir umgehn, dir sagen, daß ich dich liebe, daß ich um deinetwillen dem Loose der Menschlichkeit mich unterwarf, daß ich zwar sterben, aber auch dann mich nicht ganz von dir trennen, und, wenn du mir einst folgest, in reineren Regionen dieses schöne Bündniß fortsetzen werde.

Du weißt nun, wer ich bin, was mich zu dir geleitet hat, und willst du mich mit einem Nahmen

bezeichnen, wie Ihr Menschenkinder zu thun pflegt, so nenne mich Argina. Kannst du mich lieben, obwohl dir bekannt ist, daß ich nicht zum Geschlechte der Kinder Adams gehöre, so sag' es mir morgen, wenn wir uns hier wiederfinden; graut dir aber vor der geisterhaften Freundinn, so erwarte ich ebenfalls morgen — nicht deine Erklärung, aber dein Nichterscheinen an diesem Platze. Und nun leb' wohl! Sie stand auf, indem ein Seufzer ihrer Brust entfloh.

Horimirz, der bisher betäubt von all' den Wundern, die sich seinem Geiste enthüllten, an ihrer Seite gesessen hatte, stürzte bey ihren letzten Worten zu ihren Füßen, und schlang in heftiger Rührung seine Arme um ihre Kniee. Er konnte nicht sprechen, aber seine Thränen, seine Erschütterung waren die liebste Antwort für Argina. Sie beugte sich nieder zu ihm, sie richtete ihn auf, er sank zum ersten Mahle an ihre Brust, er fühlte ein menschliches Leben ihm entgegenschlagen, die geheimnißvolle Bürgerinn der Geisterwelt war für ihn nun ein liebendes, geliebtes Mädchen.

Als die Herzen ruhiger geworden, als sie beyde im Stande waren, noch etwas anderes, als ihr Glück zu fühlen, und Horimirz sein Entzücken seinen Dank gestammelt hatte, da begann Argina

von Neuem: Ich habe dir noch Mehreres zu ſagen, mein Geliebter! Unſer Umgang iſt von mancherley Schranken eingeengt, und von mancherley Gefahr bedroht. Du kannſt dich nicht weiter, als eine helfende Hand dich leitet, von der Burg entfernen, und ich darf mich von keinem Sterblichen bey dir finden laſſen. Das ſcheucht mich ſo oft aus deiner Nähe. Aber ich habe auch dafür ein Mittel erdacht. Wenn du heute den Pfad zu deinem Schloſſe hinanſteigſt, findeſt du an der Pforte ein ſchneeweißes Roß angebunden. Das nimm von mir als ein Geſchenk! Es iſt von ſeltnen Eigenſchaften, und ganz für dich geſchaffen. Es läßt Niemand aufſitzen, als dich, es verſteht deine Worte, es kennt jeden Weg, den du ihm bezeichneſt, es iſt ſchneller, als der Wind, und ſicherer, als ein Fels. Schemik iſt ſein Nahme. Ihm kannſt du dich vertrauen, es trägt dich zu mir, wenn wir uns hier nicht ſprechen können, es trägt dich auch auf die Jagd, in die Schlacht, wenn du es verlangſt.

Ein lebhaftes Roth überflog des Jünglings Wangen. Ach, ein Roß, ein Pferd, und freye Bewegung über die Flächen hin, und Jagd und Schlachten! Ein Sturm von freudigen Gefühlen und wehmüthigen Erinnerungen drängte ſich in ſeiner Seele. Er ſank an Arzinka's Bruſt, die

Wehmuth gewann die Oberhand; Thränen glitten aus seinen Augen. — Ach, wie hülflos bin ich! rief er: Was soll mir Jagd und Schlacht?

Sie drückte ihn sanft an sich. Horimirz! sagte sie: Die helle, deutliche Aussicht in die Zukunft und Gegenwart ist mir zwar, seit diese irdische Hülle mich bekleidet, verschleyert und getrübt; doch dämmert mir noch zuweilen ein Strahl jenes Lichtes. Es wird nicht immer Alles so bleiben, wie es jetzt ist; du schwebst vor mir in Schlachten, im Siege, mit hellen Augen umherblickend, und ich harre deiner auf lichten Wolken. — Horimirz! Nimm den treuen Schemik an! Es wird dir einst von grossem Nutzen seyn.

Argina entfernte sich, als der Begleiter des Jünglings erschien, der ihm von einem wunderschönen und prächtig gezäumten Schimmel erzählte, den man mit Staunen an dem Ringe der Schlosspforte angehängt gefunden habe, und der Niemand aufsitzen lasse, obwohl es schon die zwey Junker und Mehrere des Hofgesindes versucht hätten. Horimirz eilte, das Pferd zu erreichen. Er ließ es sich vorführen. Es war zahm wie ein Lamm, es ließ sich von ihm streicheln, er schwang sich auf sein Rücken, es trug ihn willig und stolz. Alles st verwundert. Von nun an bedurfte Horimirz kei

Begleiters mehr, er beſtieg ſein ſchlankes Roß, er flüſterte ihm zu, wohin er wolle, und das kluge Thier trug ihn ſicher und ſchnell an den beſtimmten Ort. Dort hieß er es ſeiner warten, und der Gaul weidete im Graſe, oder ſtand geduldig an der angewieſenen Stelle, bis der Jüngling wieder kam, ihn koſend rief, und ſich auf ſeinen Rücken ſchwang.

Nun beſchieden ſich die Liebenden an einſame, ſtille Plätze im Waldgebirge, und oft trug ihn Schemik zu der hochgewölbten und prächtig geſchmückten Felskluft, in welcher Argina wohnte. Hier waren ſie vor Spähern am ſicherſten, hier ſah ihn Argina am liebſten, und hier floſſen ſeine ſchönſten Stunden hin.

Der Sommer war indeß vergangen, im fallenden Blättergeſäuſel mit Nebel und rauhen Lüften nahete der Herbſt, die Freuden der Jagd begannen, und Horimirz hörte oft mit ſchwerem Herzen Vater und Brüder ſich auf ihre Roſſe ſchwingen, und die Jagdhörner ſchmettern. Er dachte der Luſt des Waidwerks, die er auch einſt genoſſen, und die ihm nun, obwohl er ſein kluges Pferd beſaß, doch verwehrt war.

Zwar riefen ihm die Brüder, ihnen auf ſeinem Schemik zu folgen. Er begleitete ſie bis zum Eingange des Waldes; aber als ſich die Jagdgenoſſen

gestiegenen, jeder sein Geschoß zurecht legte, und Horimirz wohl fühlte, wie wenig er zu solcher Zeitverkürzung tauge, da lenkte er mit einem Seufzer den treuen Schemik um, und ritt langsam, während die lustigen Töne der Jagd sich in der Ferne verloren, seinem Schlosse zu. Unter der bekannten Eiche stieg er ab, hieß Schemik am Bachufer weiden, und warf sich ins Gras, den düstern Gedanken nachzuhängen. Da hörte er Arginas Stimme, die ihn freundlich rief. Sie setzte sich an seiner Seite. Auch sie schien des Freundes trübe Stimmung zu theilen, sie sprach wenig, und manchmahl entschlüpfte ein Seufzer ihren Lippen. Horimirz bemerkte es, er forschte besorgt nach ihrem Kummer. — Du bist nicht glücklich, sagte sie. — Wie könnte ich es seyn? — Und noch Manches steht dir bevor, das dein Herz verwunden wird. — Horimirz erschrack. Droht unserer Liebe Gefahr? rief er. — Nein, Horimirz, wenn du mir treu bleibst, nicht; aber ich sehe verworrene Bilder, ein schnaubendes Roß, einen sprengenden Reiter, und den Troß bestürzter Knechte um die Leiche des Gebieters versammelt. — Droht deinem Vater, einem deiner Brüder Gefahr? — ich weiß es nicht; aber ich weiß daß entscheidende Augenblicke für dich eintreten.

Horimirz wurde sehr niedergeschlagen durch die

se Rede. So wenig sein Vater und seine Brüder es um ihn verdient hatten, hing er doch mit warmer Neigung an ihnen. Argina sprach ihm freundlich beruhigend zu, sie selbst aber schien beklommen, der Ton ihrer Stimme verrieth den Kummer, den sie vergebens zu verhehlen strebte. Heimirz fand die natürlichste Erklärung in ihrer Theilnahme an dem Schmerz, der ihn bevorstand, als sie plötzlich aufstand, ihre Arme ängstlich und bange um ihn schlang, einen leisen Kuß über seine Stirn hauchte, und sich mit einem tief heraufgeseufzten Lebewohl von ihm losriß.....

Verwirrt, betrübt blieb er zurück. Da tönten Schritte durchs Thal her, Stimmen wurden vernehmlich, er erkannte einige Knechte seines Vaters. Arginas Verkündigung fiel ihm lastend auf's Herz, er stand auf, und schritt den Kommenden entgegen.

Da eilte schnell der Anführer der Schaar, der treue Brzetislaw, voraus, und grüßte den Sohn seines Herrn, und bereitete ihn auf eine unglückliche Mähr. Sein Vater hatte heute ein wildes Pferd geritten, und es war mit Mühe gebändigt. Ein Vogel, der, von den Hunden aufgescheucht, mit lautem Flügelschlag aus einem Busche emporflatterte, machte den Gaul scheu, er riß aus durch

Dickicht und Moor, der Wladike vermochte nicht mehr sich zu halten, er sank herab, sein Schwert fiel aus der losen Scheide, und in einer unglücklichen Wendung stürzte er in dasselbe. Die nacheilenden Knechte fanden ihn sterbend, er verschied in Bezetislaws Armen, ohne ein Wort sprechen zu können.

Horimirz hörte die Kunde mit tiefem Schmerz, er verlangte, zu der Leiche geführt zu werden. Knieend drückte er ihre kalte Hand an die Lippen, und blieb lange in stummer Trauer darauf liegen. Dann erhob er sich, und traf Anstalt, die Reste des Vaters mit aller Feyerlichkeit, die seinem Range und dem kindlichen Gefühle des Sohnes entsprach, zu beerdigen.

Kaum war dieß geschehen, kaum die ersten Tage der Trauer vorüber, so erhuben sich Zwiespalt und Streit um die Güter des Vaters. Die Sitten des Landes sprachen sie dem ältesten, des Vaters oft geäußerter Wille den jüngern Söhnen zu. Sein schneller Tod hatte ihn gehindert, diesem Wunsche gesetzliche Kraft zu geben. Nun setzten die Stiefmutter und ihre Söhne Alles in Bewegung, um an dieß Ziel zu gelangen, sie stützten sich auf Horimirz Unfähigkeit, seine weitgedehnten Besitzungen zu schirmen, sie suchten die Gunst der benach-

barten Wladiken und des Herzogs. Horimirz merkte keine dieser Künste an, und erwartete von dem Rechte und der schützenden Vorsicht, was seine Feinde ihm streitig machten.

Argina sah in dieser Zeit ihren Freund selten, und wenn sie sich trafen, war sie still, mancher Seufzer entfloh ihrer Brust, und Horimirz, der von so mancher Seite gekränkt war, litt nun auch durch den Trübsinn der Geliebten. Oft hatte er sie schon befragt; sie läugnete, und blieb in sich gekehrt.

Einst, an einem trüben Herbstabende, als sie Beyde lange schweigend nebeneinander gesessen hatten, glaubte Horimirz sie weinen zu hören. Dieser Ton wendete ihm das Herz in der Brust. Was ist das? rief er ängstlich: Du weinst, Argina? Um Gottes Willen, was hast du?

Horimirz! sagte sie nach einer Pause: E[illegible] nöthig, daß ich über Wichtiges mit dir spreche. Höre mich an! Du stehst jetzt an einem entscheidenden Puncte deines Lebens. Es handelt sich um dein väterliches Erbe, um deinen Wirkungskreis in der Welt. Deine Tugenden bedürfen und verdienten einen weitgesteckten, und deine Feinde streben darnach, dich auf immer zu Einsamkeit und Beschränkung zu verdammen. Der einzige Grund, aus dem sie das thun können, ist dein unglücklicher

Zustand, obwohl ich überzeugt bin, daß du auch ohne das Licht der Augen im Stande bist, deine Besitzthümer weise zu verwalten, und wenn es nöthig ist, tapfer zu schirmen; aber deine Feinde flüchten hinter diesen Vorwand. Wären deine Augen geöffnet, so könnte deine Gemahlin, die deine Güter bestreiten, und — ihre Stimme stockte — es steht nunmehr in meiner Macht, diesen Vorwand zu beseitigen. Ich kann —

Mich sehend machen? rief der Jüngling, und das Übermaß der Freude erstickte seine Stimme.

Argilla schwieg. Nach einer Pause sagte sie mit wankender Stimme: Ja, mein Freund! Meine Bitten haben den König, den Geister, unter den wir Alle uns beugen, gerührt. Er hat es in meine Hand gegeben, deine Augen zu öffnen, und ich erfülle seinen Ausspruch.

O Gott! rief Hamimez: Ich werde sehen! Ich werde dich sehen!

Mich nicht! antwortete Argina kaum hörbar: Ich darf dir ja nicht sichtbar werden, das weißt du, und nur dein Unglück konnte mich hieher bringen; aber du wirst sehen, Hamimez! fuhr sie lebhafter fort, die schöne Welt, den Frühling, die Sonne in ihrem Glanze, das Antlitz der Menschen

du wirst wandeln können, wohin du willst, dein Pferd tummeln, in die Schlacht, zu Siegen ziehn —

Und du?

Ich — werde in der Tiefe der Felsen dein Glück wissen, und mich dessen recht innig freuen.

Und wir werden uns nicht mehr treffen? Du wirst mir nicht mehr in einsamen Stunden begegnen? Deine sanfte Hand wird mich nicht mehr leiten?

Du wirst meiner nicht mehr bedürfen, du wirst glücklich seyn!

Nein, nein! rief Horimirz und umschlang die Geliebte mit ängstlicher Heftigkeit: O, ich lasse dich nicht! Um diesen Preis verlange ich weder die Güter meines Vaters, noch die Gabe des Lichts. O laß mich mit dir ziehen, in ewiger Nacht bey dir in deiner Felsenhöhle wohnen! Laß mich nichts anderes besitzen, als was du mir reichst, aber laß mich bey dir seyn, und ich bin selig!

Argina umschlang den Freund in stillschweigender Rührung. Sie empfand den unendlichen Werth des Opfers, das er ihr brachte, und ihr Herz gelobte ihm heilige Vergeltung.

Und hätte es so großen Reiz für dich, mich zu sehen? sagte sie nach einer Weile, als ihre süß bewegten Gemüther wieder ruhiger geworden waren.

O Argina! erwiederte Horimirz: Wenn ich dich nur ein Mahl auf einen Augenblick nur sehen könnte, um dein Bild in mich aufzufassen, und in meiner tiefen Nacht als ein süßes Kleinod zu bewahren!

Vielleicht ist auch das möglich, antwortete die Freundinn: Es sind ja nicht diese beyden Sterne nur allein, durch welche die im irdischen Leibe gefangene Seele die Eindrücke der sichtbaren Gegenstände außer ihr erhalten kann. Es war einst ganz anders, und es liegen Kräfte in Euch Sterblichen, die Ihr selbst nicht kennt. Horimirz! Mein Freund! fuhr sie fort, indem sie ihren Einen Arm um seine Schulter schlug, und mit der andern Hand zu wiederhohlten Mahlen leicht über seine Augen hinstrich: Fühlst du etwas?

Was machst du, Argina? flüsterte Horimirz, und seine Augenlieder schlossen sich. Ein sanftes Niederwallen, wie das süßeste Schlummers, floß durch seine Glieder. Argina legte ihre Hand auf seine Brust, und er entschlief in ihrem Arme. Aber in demselben Moment sah er hell die Gestalt eines wunderschönen Mädchens neben sich, an deren Brust er lag, und die mit liebevollen Augen zärtlich auf ihn niedersah. Ihre hellbraunen Seidenlocken flossen unter einem silberduftigen Schleyer auf ihre Schultern, ein hellschimmerndes Silbergewand

niß rief, mit Kunst und einnehmender Freundlichkeit sprach, ihre Kämmerlinge sich anschickten, Geld unter die staunenden Haufen auszuwerfen, und sie nun erwartete, den Beyfallsruf des Volkes emporsteigen zu hören, da lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge hin: Wo ist denn der Älteste? Wo ist Horimirz, unser Vater, unser Beschützer? — Betroffen stellte ihnen die Witwe vor, daß der blinde Jüngling nicht im Stande seyn würde, sein Erbe zu schirmen und zu vertheidigen. In dem Augenblicke trat Brzetislaw, mit Horimirz an der Hand, auf den Altan. Ein lautes Freudengeschrey stieg empor. Brzetislaw stellte ihnen ihren rechtmäßigen Gebiether vor, und ein Ritter, in die Farbe des Herzogs gekleidet, trat vor, und erklärte, daß er so eben gekommen sey, dem Horimirz im Nahmen des Herzogs die Belehnung mit den Gütern seines Vaters zu verkündigen, und ihn aufzufordern, so bald als möglich sie aus des Herzogs Hand zu empfangen. Erbleichend traten die Witwe und ihre Söhne zurück. Alles rief laut und mit einmüthiger Freude Horimirz zum Herrn aus, er mußte sich herab führen lassen, die Krieger setzten ihn auf einen Schild. Alles drängte sich um ihn, seine Güte, seine Schönheit, selbst sein Unglück machten ihn allen Herzen theuer. Mit tiefer Rührung

verhieß er ihnen Alles Vater zu seyn, und sein Liebstes, ja, sein Leben für sie zu geben. Die Wladiken traten hinzu, ihn als ihren Bruder zu begrüßen, die Lehensmänner leisteten ihm den Eid. Er aber, nachdem die Ceremonie vorüber war, wandte sich an seine Stiefmutter, beugte sich ehrerbiethig vor ihr, und bath sie, als die Witwe seines Vaters, dieß Schloß, so lange sie lebte, als ihr Eigenthum, und ihn als einen gehorsamen Sohn zu betrachten, der es sich zur Ehre rechnen würde, ihr die Liebe zu vergelten, die sie seinem Vater erwiesen. Dann rief er seine Brüder, faßte ihre Hände, redete ihnen freundlich zu, und brachte es endlich dahin, daß sie, besiegt von seinem Edelmuthe, mit freundlicher Liebe das Anerbiethen annahmen, brüderlich mit ihm auf dem Schlosse des Vaters zu leben.

Die Unterthanen, die Nachbarn hatten nicht zu viel von Horimirz erwartet. Sein kluges und gütiges Benehmen entsprach jedem ihrer Wünsche. Das unruhige Pochen, das gierige Graben in den dumpfen Höhlen seiner Berge verstummte, das bleiche Volk der Knappen verließ seinen dunkeln Aufenthalt, es bevölkerte die Dörfer wieder, es hauete die freye, nährende Erde, Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit kehrten in die ländlichen Hütten [illegible]

rück, und Horimirz, obwohl er den Segen, den er verbreitete, nicht sehen konnte, genoß doch in Argina's Liebe, in Brzetislaw's Treue, in der Dankbarkeit seiner Unterthanen ein süßes Glück. Ja, er bezwang selbst die Herzen seiner Widersacher, daß Stiefmutter und Brüder ihm hold wurden, und die letzteren unter Brzetislaw's Anführung die Fehden Horimirz's mit so viel ritterlichem Muthe ausfochten, als kämpften sie für ihr eigenes Wohl.

Aber dieß Glück fand bald Neider und Feinde. Herzog Krzesomysl sah mit grimmigem Unmuth, wie sehr ihn seine vermeinte Klugheit getäuscht, und wie schlecht er sich selbst gerathen, als er einen, wie er glaubte, Schwachen und Hülflosen mit den reichen Besitzungen von Neumietel belehnt hatte. Horimirz's Maßregeln entsprachen dem Wunsche der größern und bessern Menge des Volkes eben so sehr, als sie einen, obgleich stillen, doch öffentlichen Tadel der seinigen enthielten. Er haßte daher den muthigen Neumietelsky, der seinen Planen entgegen arbeitete, und im Grimme darüber verdoppelte er die Arbeiten in seinem Gebirge, und zwang noch mehr Ackerleute, den Pflug zu verlassen. Der Mangel nahm immer mehr überhand, das Volk jammerte. Horimirz beredete sich mit sei-

nen Beklomm und Freunden, er wußte sie dahin zu stimmen, daß sie beschlossen, dem Herzoge einmüthig Vorstellungen zu machen. Die Gesandtschaft brach auf, Horimirz an ihrer Spitze. Er trat vor den Herzog, und sprach furchtlos und mit eindringender Beredsamkeit. Die Zahl, die Macht der mit ihm erschienenen Wladiken flößten Krzesomysl Scheu ein; er versprach, ihre Vorschläge zu erwägen und Abhülfe zu thun. Aber kaum hatten sie sich entfernt, so überrechnete er, um wie viel geringer seine Einkünfte, um wie viel schwächer seine Macht seyn würde, und die Bergarbeiten wurden nicht eingestellt, ja vielmehr wuchs der Trotz und Übermuth der Knappen ungescheut.

Sie hatten bald erfahren, welche Gesandtschaft bey dem Herzoge, und wer ihr Führer und Sprecher gewesen, und sie sannen auf Rache an dem muthigen Wladiken, der sich ihrem Treiben und Gewinne widersetzte.

Horimirz saß mit Argina im Thale hinter der Burg. Ein milder Abend senkte nach einem schönen Frühlingstage sich nieder auf die Gegend. Horimirz fühlte das Leben der wiedererwachenden Natur. Der Gesang der Vögel, das Rauschen einer nahen Quelle, das Summen der Bienen und Käfer um ihn regten sein Herz in frohen Gefühlen auf. Ab-

Argina war einsylbig, in sich gekehrt. Sie lehnte das Haupt an seine Brust, und er glaubte sie weinen zu hören.

Was ist das? rief er: Argina weint?

O laß mich weinen! rief sie: Laß mich dich halten! Laß mich mein einziges, höchstes Glück zum letzten Mahle genießen!

Zum letzten Mahle? fragte Horimir, und sein Blut erstarrte: — Was willst du damit sagen?

Ich weiß nichts Bestimmtes, ich sehe nichts deutlich, antwortete sie mit bebendem Laute, nichts, als daß wir getrennt werden sollen. Ob durch Tod, durch Zufall, durch Bosheit, ist mir unbekannt; aber meine Ahnungen sagen mir, daß ich dich verlassen muß, und bald, und für diese Welt auf immer!

Nein, nein! rief der Jüngling: Das kannst du nicht! Was sollte ich Unglücklicher beginnen ohne dich?

Das unendliche Wesen, lieber Horimir, das dich und mich erschuf, das uns zusammen geführet hat, wird für dich sorgen, wenn ich es nicht mehr kann. Nur ich allein bin zu beklagen, die ihres Lebens Gehalt und Zweck mit dir verliert. Sie schloß ihn fester an ihre Brust, ihre Seele ergossen sich in Betheuerungen der innigsten Liebe, der bangen

Ahnung, womit Argina Horimirz's Seele erfüllt hatte.

Ein wilder Lärmen schreckte sie auf. Argina fuhr aus den Armen ihres Freundes empor. Was ist das? rief sie: Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Männer dringt durch den Wald gegen das Schloß vor. Einige nehmen den Weg hierher. O rette dich, rette dich!

In dem Augenblicke tönten bekannte Stimmen hinter ihnen. Es war der treue Brzetislaw, der mit einigen Reisigen den Berg herabeilte. Aber jetzt zischte ein Pfeil, und Argina stürzte mit einem Schrey an Horimirz's Brust.

Rettet Euch! Folgt mir, gnädiger Herr! rief Brzetislaw, der jetzt an Horimirz's Seite stand.

Rette dich! lispelte Argina leise.

Was ist geschehen? Was wollt Ihr? zürnte Horimirz.

Herr! Die Bergleute von Przibram und Eule haben sich aufgemacht, die Klage, die Ihr bey'm Herzoge angebracht, zu rächen. Sie kommen mit Hauen, Brecheisen und Hammern bewaffnet, mit Köcher und Bogen versehen, Eure Burg zu stürmen. Hier dringt schon ein Haufen von ihnen heran, der Euch gesehen hat, die Andern ziehen

Weg hinaus. Hier ist Euer Weg. Rettet Euch, so schnell Ihr könnt!

Arginal rief Horimirz außer sich, ohne auf das zu achten, was um ihn vorging: Du blutest! Gerechter Gott! Ich fühle den warmen Strom über meine Hände fließen.

Ich sterbe, Horimirz, lispelte sie: Ich weiß es, es ist mein Tod. Ein Pfeil, den jene Wilden auf dich absenden wollten, traf meine Brust. Ich bin glücklich, daß sie dir zum Schilde ward. Aber nun, da ich von dir scheiden muß, nun darf ich auch—

Bey diesen Worten unterbrach sie das Getöse des Gefechts. Brzetislaw hatte sich mit den wenigen Reisigen, die ihm von der Burg herabgefolgt waren, der eindringenden Schaar der Bergleute entgegengeworfen, die Horimirz von Weitem gesehen, und mit dem Pfeile zu tödten vermeint hatten. Es gelang ihm, sie zum Weichen zu bringen; aber der Kampf wurde hart. Während dessen hatte Horimirz, der nichts dachte, nichts fühlte, als die sterbende Geliebte, sie schonend auf den thauigen Rasen gelegt. Er kniete neben sie hin, er strebte, so gut er's vermochte, mit seinen Händen, mit ihren Gewändern die Wunde zu schließen, und das Blut, mit dem ihr Leben entströmte, aufzuhalten.

Vergebliches Bemühen! sagte Argina, mit immer schwächerer Stimme: Du hältst diesen warmen Strom und mein entfliehendes Leben nicht auf. Es ist der Wille des Schicksals. Ich sterbe, aber ich sterbe für dich. Unfähig zu antworten, unfähig, seinen Schmerz zu fassen, sank Horimirz in starrem Entsetzen über die Sterbende hin.

Ich lasse dich nun allein in einer Welt zurück, sagte sie, ihn sanft aufrichtend, in der dein Unglück nur durch meine Liebe und Treue erträglich ward, ja, in der es durch einen gewaltigen Willen, den ich nicht zu beugen vermochte, zur Bedingung unsers Beysammenseyns wurde. Jetzt scheide ich, diese Beschränkung hört auf, du sollst die treue Freundinn nicht so bitter vermissen, und deine Selbstständigkeit soll dir Ersatz für meine treue Liebe werden.

Sie erhoben sich mühsam, sie hauchte sanft über seine Augenlieder, sie bethete leise, aber inbrünstig, und, von Licht geblendet, und betäubt von Allem, was sich in den Raum weniger Minuten drängte, stürzte der Jüngling von Neuem nieder.

Indessen war Brzetislaw mit seinen Gefährten von der Verfolgung der feindlichen Schaar zurückgekehrt. Sie fanden ihren Gebiether ohn-

mächtig auf dem zerrissenen Busen des sterbenden Mädchens liegen. Mit Mühe gelang es ihnen, ihn zu sich zu bringen, und jenes entfliehende Leben noch eine Weile aufzuhalten.

Er schlug die Augen auf. Ich sehe! rief er: O Argina! Seine Arme wendeten sich zu ihr. Die Krieger hoben die Sterbende auf einen Wink, den sie ihnen gab, empor, sie legten sie in Horimirz's Arme, er hing mit seinen ersten Blicken an den letzten der sterbenden Geliebten. Mit schwacher Stimme sagte sie: Horimirz! Höre meine letzte Bitte! Laß mich nicht in deine Grabgewölbe beysetzen! Bringe meine Leiche in die Felsenhöhle, in der wir oft so glücklich waren! Leb' wohl! Leb' wohl! Blick und Stimme brachen, sie lächelte ihn noch einmahl an, und verschied.

Staunend, mitleidsvoll und entsetzt standen die Krieger vor ihrem Gebiether, dem Ein Augenblick die Geliebte geraubt, und das Licht wieder gegeben hatte. Aber es blieb ihnen nicht viel Zeit zur Überlegung. Die Bergleute hatten die Burg erstürmt, die Flammen des Schlosses leuchteten schrecklich von der Höhe herab, die reichen Kornspeicher, die Horimirz's Klugheit gesammelt hatte, gingen in heller Lohe auf, Brand und Verwüstung wuchs, Geheul der Bewohner, wüstes

Geschreyen der siegenden Feinde hallten schon um den Hügel herab, die Reisigen rissen ihren Herrn mit Gewalt von der Leiche weg, hoben ihn auf sein Pferd und sprengten mit ihm davon.

Die Nacht kam und verging. Der Morgen brach an, die Flammen der Burg Neumietel sanken in Asche zusammen, die hohlen Mauern standen grauenhaft und geschwärzt aus dem Schutte empor, der wilde Haufen, der diese Verwüstung angerichtet, war fortgezogen, Alles war still und öde. Aber weit, weit davon lag der unglückliche Horimirz, von seinen wenigen Getreuen umgeben, auf fremdem Gebiethe, und verbarg sich vor dem Tage, der ihm zum ersten Mahle seit so langer Zeit entgegen leuchtete, und verwünschte die Sonne, nach deren Anblick er sich so oft gesehnt hatte. Ein Reisiger sprengte daher. Es war sein Bruder. Unfähig, mit seiner kleinen Mannschaft die Burg gegen solche Übermacht zu halten, hatte er zuerst beym Anrücken der Feinde den treuen Wrzetislaw in's Thal gesendet, um Horimirz zu warnen, und zu retten; dann hatte er nach einigen Vertheidigung, die nur so lange währte, um indessen seine Mutter, die besten Schätze, und die wenigen Bewohner des Schlosses durch den unterirdischen Gang zu retten, die leeren

den Wüthenden überlassen. Ihn aber hatten Landleute auf die Spur seines Bruders geleitet; er war innig erfreut, ihn gerettet zu finden, und bath ihn, nun mit ihm zurückzukehren.

Horimirz saß bleich, stumm am Boden, und hörte den ganzen Bericht mit dumpfer Gleichgültigkeit an. Der Bruder erschrak, er sprang vom Pferde, kniete neben ihm nieder, und umarmte ihn zärtlich. Diese freundliche Sorge löste den starren Krampf von Horimirz's Herzen, er umschlang den Bruder fest, und sagte endlich: Bruder! Weißt du, daß ich sehe? Der Jüngling sprang freudig empor. Frohlocke nicht! antwortete Horimirz: Ich habe meine Augen mit dem Glücke meines Lebens erkauft! Er winkte. Man brachte ihm sein Pferd. Ohne zu klagen, ohne zu sprechen, ritt er mit den Übrigen seiner Burg zu. Bey dem Anblick ihrer Trümmer verhüllte er sein Gesicht auf einen Augenblick; dann sagte er tiefseufzend zu Schemik: Zur Herrinn! Und das Pferd wendete sich, und trabte durch's Gebüsch dem Thale zu. Die Andern folgten wundernd. Noch lag die schöne Leiche, wohin Horimirz sie gelegt hatte, selbst im Tode reizend, auf Gras und Blumen hingegossen da. Dieser Anblick riß die ersten Thränen aus Horimirz's Augen, er sprang ab, und

warf sich neben ihr nieder. Er ließ seinem Schmerze freyen Lauf; die Übrigen standen in feyernder Stille umher.

Horimirz befahl nun, wie es die Entschlafene gefordert hatte, ihre theuern Reste nach der Felsengrotte zu bringen. Hier ließ er sie auf reiche, kostbare Decken legen, und brachte die Stunden, die er der Wiederaufbauung seiner Burg und der Sorge für seine Unterthanen abmüßigen konnte, bey ihr zu. Keine Entstellung, keine Verwesung nahete der schönen Hülle. Horimirz weidete mit wehmüthiger Lust den neuerwachten Sinn daran. Diese Grotte war sein liebster, fast sein einziger Aufenthalt, und der Anblick der Geliebten, die für ihn gestorben, sein Schmerz und seine Seligkeit zugleich.

Endlich aber, nach einigen Tagen, schien es, ob diese schönen Glieder weniger körperlich, weniger fühlbar würden. Mit Staunen beobachtete Horimirz das Wunder. Der zarte Leib, von überirdischem Ursprung, und nur für die Zeit ihrer Liebe, ihres Umgangs mit dem sterblichen Jünglinge, verdichtet, löste sich in seine ursprüngliche Lichtmaterie auf; alle Tage fand ihn der trauernde Freund klarer, leichter, nebelartiger,

und endlich verschwand er in lichtem Dufte, und mit ihm jeder irdische Rest der Geliebten.

Tief trauernd, als ob er sie erst heute wieder verloren hätte, kehrte Horimirz in die Burg zurück, verschloß sich in seine innersten Gemächer, und wollte von keinem Troste, keiner Zerstreuung wissen. Die Klagen seines Volkes schlugen zuerst an sein Herz, und weckten ihn aus dem dumpfen Traume. Übermüthig durch den ungestraften Frevel, waren die Bergleute weiter geschritten, hatten Dörfer verödet, Saaten zerstört, und der Herzog, ihrer Arbeit und seines Gewinnes froh, sah müßig dem Frevel zu. Da entbrannte Horimirz's Zorn, und er machte sich mit seinen Brüdern und seinen Mannen auf, die Noth des Landvolks, die eigene erlittene Schmach, und den Tod der Geliebten an den Übermüthigen zu rächen.

Unvorbereitet, wie ein Strahl des Himmels, überfiel sie die Strafe. Sie setzten sich vergeblich zur Wehre, ihre Häuser wurden verbrannt, sie selbst, wo sie sich kämpfend zeigten, fielen unter den rächenden Schwertern ihrer Gegner. Was aber die Rache des Einzelnen in Segen für das Land wandelte, war, daß Horimirz alle Schachten zerstörte, alle Gruben aufließ, die Schleußen der gehemmten Bergwasser zog, daß verheerende Fluthen die

Winen aufklikten, und ſo in der kurzen Zeit wenige Stunden die Arbeit vergangener Jahre zerſtört und auf lange künftige vereitelt wurde. Überall zeigte Schemik ihm den Weg, als verſtünde er ſeines Herrn Willen, und wäre ihm gern behülflich.

Siegreich und zufrieden zog Horimirz mit ſeinen Schaaren nach Neumietel zurück. Aber die Bergleute eilten zum Herzoge, und klagten den Wladiken der verübten Rache an. Krzeſomyſl wüthete, doch wagte er nicht, öffentlich eine That zu rügen, über die die Meiſten im Lande ſich heimlich freueten; aber er ließ Horimirz zu ſich auf den Wiſchehrad beſcheiden.

Die Brüder und Brzetislaw warnten Horimirzen nicht zu gehen: der Herzog ſinne auf böſe Tücke, in Neumietel könne er furchtlos und ſicher bleiben, denn mit offener Gewalt würde der Herzog ſich nicht an ihn wagen. Aber Horimirz, ſeinem Kinde gen Schemik vertrauend, und ſeiner guten Sache ſich bewußt, ließ ſich nicht von ſorglichem Rathen halten, und ritt gen Prag. Mit äußerlicher Freundlichkeit empfing ihn der Herzog und erwähnte des Vorgefallenen nicht; aber ſo wie er durch eine Liſt das kleine Gefolge von ihm entfernt hatte, ließ er ihn binden, und in ein feſtes Verlieſen. Dann verſammelte er ſeine Räthe, ſo

zu Gericht, hieß die Bevollmächtigte ihre Klagen vorbringen, und, ohne auf Horimirz Vertheidigung zu hören, wurde sein Urtheil gesprochen und er zum Tode verdammt.

Man kündigte es ihm an. Nicht die Liebe zum Leben, aber der Unmuth über diese empörende Ungerechtigkeit suchte in ihm das Verlangen an, sich diesem unbilligen Spruche zu entziehen. Ihm war nur mehr kurze Zeit zum Leben vergönnt; denn der Ruf seiner Gefangennehmung hatte sich verbreitet, seine Brüder, die mächtigsten Wladiken, das ganze Land gerieth in Bewegung, und der Herzog mußte fürchten, daß ihm sein Gefangener mit Gewalt entrissen würde. Darum sollte der Spruch noch an diesem Tage vollzogen werden. Horimirz unterwarf sich mit scheinbarer Ergebung, und forderte nur als letzte Gunst die Freude, sein treues Roß noch einmahl besteigen zu dürfen. Der Herzog lächelte über diese seltsame Bitte, und Schemik wurde vorgeführt. Traurig betrat das edle Roß den Hofraum des Schlosses, als ahne es seines Herren Geschick. Horimirz näherte sich dem Pferde, streichelte es, flüsterte ihm ins Ohr, worüber der Herzog und sein Hofgesinde spöttelnd lachten, und schwang sich auf seinen Rücken. Das Gaul, als wäre ein neuer Geist in ihn gefahren,

hob den Kopf stolz in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen ungeduldig in das Pflaster des Hofes. Sein Herr tummelte es ein Paar Mahl im Kreise umher, und Alles bewunderte den stolzen Wuchs des edlen Thieres. Plötzlich häumte es sich, und war mit einem Satze auf der andern Seite des Pallastes, wo in einer niedrigen Mauer das Thor mit fest eingefugten Flügeln stand, das vom Schlosse den hohen Berg hinab an die Moldau führte.

Auf einen einzigen begütigenden Laut seines Herrn stand das Pferd wie eine Mauer. Horimirz klatschte ihm liebkosend den schlanken Hals, lenkte es wieder in die Mitte, tummelte es noch ein Paar Mahl, sprach dann wieder leise mit ihm, der Schimmel wandte den Kopf, und zum unaussprechlichen Entsetzen aller Anwesenden sagte er: Nun, Herr, halte dich fest! richtete sich in die Höhe, und sprang mit einem Satz über die Mauer, über die Moldau, und stand am andern Ufer, daß der Herzog und sein Gefolge ihm bestürzt und angstvoll nachstaunten. Hierauf sahen sie, wie Horimirz sein zitterndes Pferd streichelte, abstieg, ihm den Zaum abnahm, und es sich am Ufer ergehen ließ.

Furcht und böses Gewissen lähmten des Herzogs Zorn. Er wagte es nicht, den Wladiken von Neumiotel noch einmahl anzutasten, dem die Kräfte d

Zauberwelt zu Gebothe zu stehen schienen, und von dessen wunderbarer Heilung und geheimem Umgange mit einer Gottheit der Berge, das Gerücht schon lange geflüstert hatte. Ruhig sah er daher zu, daß Horimirz, als Schemik sich erhohlt hatte, auf ihn zutrabte, und ihn gleichsam zum Aufsteigen einlud, sich auf seinen Rücken schwang, und langsam den Weg nach seiner Burg einschlug.

Von nun an blieb Horimirz unangefochten. Die Bergleute hatten seinen gewaltigen Arm, der Herzog seine geheime Macht und die Kraft seines muthigen Sinnes fürchten gelernt. Die zerstörten Schachten sicherten auf längere Zeit dem Lande Frieden und stillen Genuß des rechtmäßig Erworbenen. Alles erhohlte sich, Alles blühte ringsum auf; nur Horimirz genoß des Segens nicht, den er verbreitet hatte. Die schöne Natur, die wieder glänzend vor seinen geöffneten Blicken lag, rührte ihn nicht. Er war glücklicher gewesen, als eine treue Hand ihn in ewiger Finsterniß leitete, und noch ein letztes, theures Band löste sich von seinem wunden Herzen. Der treue Schemik starb an den Folgen jenes überkühnen Sprunges. Horimirz verließ den lieben Gefährten so mancher dunkeln und stürmischen Tage nicht in seinen letzten Stunden, er schlug sogar eine Einladung des

Herzogs aus, der, um den gefürchteten Wladiken zu gewinnen, ihn zu einem großen Feste an seinen Hof lud. Mit höflicher Entschuldigung sandte er seine Brüder hin, und blieb bey seinem sterbenden Thiere. Als es todt war, ließ er es nach derselben Felsengrotte bringen, aus der es, wie ihm Argina gesagt, entsprungen war. In wenig Tagen war, wie bey Arginas Leiche, der zarte, nicht irdische Stoff in seinen Duft gelöst, und Alles verschwunden.

Horimirz wurde nicht wieder froh. Täglich stieg er den Schloßberg herab, und saß unter der Eiche, wo ihm Argina zuerst begegnet, oder in dem Thale, wo sie in seinen Armen verschieden war. Seine Harfe war wieder seine einzige, liebste Gesellschaft. Blaß und stumm, wie ehemahls, lehnte er sein Haupt an sie, der Wind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen, um den wehmüthig lächelnden Mund, die Hand rührte die bebenden Saiten, und ein leiser Gesang enttönte seinen Lippen:

Schimmernd liegt die weite Fläche,
Und der Mittag thront in stolzer Pracht,
Hier der Silberglanz der Bäche,
Dort der Tannenwälder tiefe Nacht,

Grüne Dämm'rung in den Schatten,
Farbenſpiel auf Frühlingsmatten,
Leichtes Leben, friſche Luſt
Klingt in jedes Weſens Bruſt.

Tauſend Blüthen ſeh' ich prangen,
Tauſend Blumen wiegen ſich am Bach,
Und mit liebendem Verlangen
Schlüpft der Vogel hier dem Vogel nach,
Bienen, Käfer ſeh' ich gaukeln,
Mücken ſich auf Strahlen ſchaukeln,
In der ſonnenhellen Fluth
Scherzt der Fiſch mit frohem Muth.

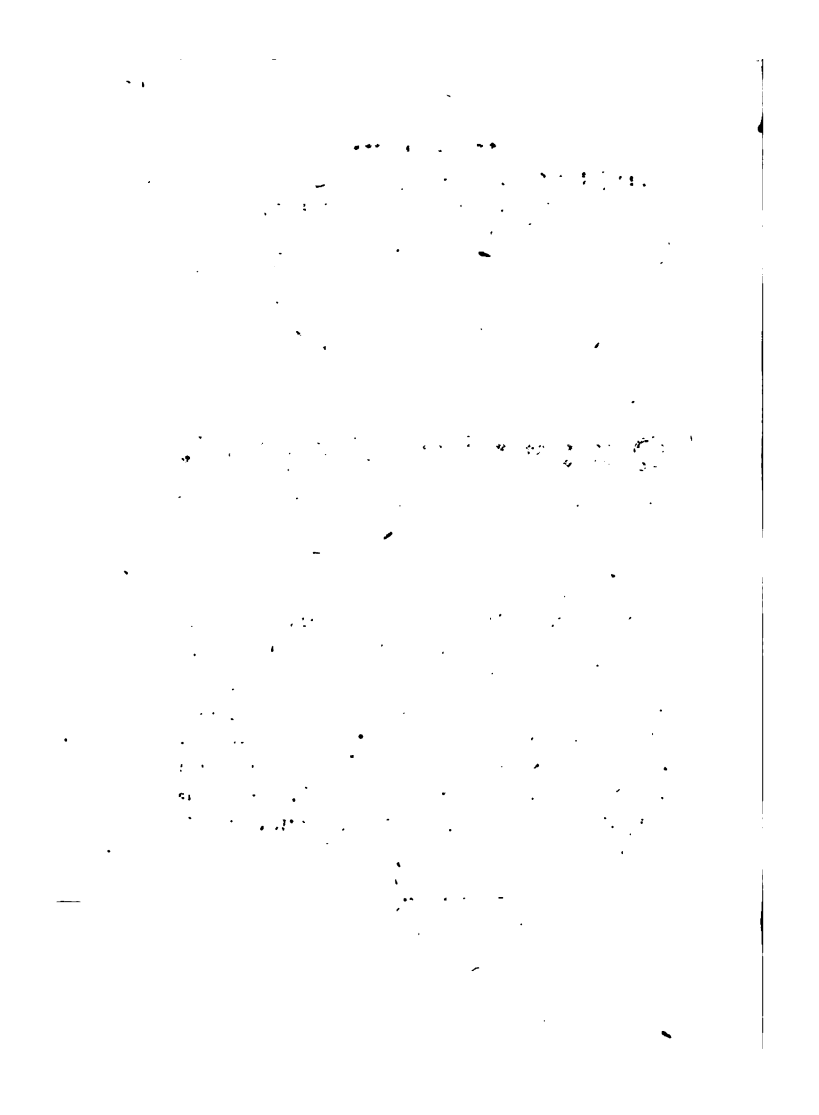
Alles ſchwelgt im Meer der Freuden,
Alles ſonnet ſich im warmen Strahl,
Keines kennet meine Leiden,
Keines ahnet meine tiefe Qual!
Wo ſich jedes Herz ergetzet,
Wird nur meines ſchwer verletzet,
Und der Quell der Luſt, das Licht,
Meinen Geiſt erfreut es nicht!

Einſt, von Finſterniß umfloſſen,
Abgetrennt von jeder Erdenluſt,
Ward die Welt in mir erſchloſſen,
Blüht' ein ſchönes Glück mir in der Bruſt.
Auf den nachtumkarten Wegen
Kam mir treue Lieb' entgegen,
Führte mich mit ſanfter Hand,
Schlang um mich ein Freudenband.

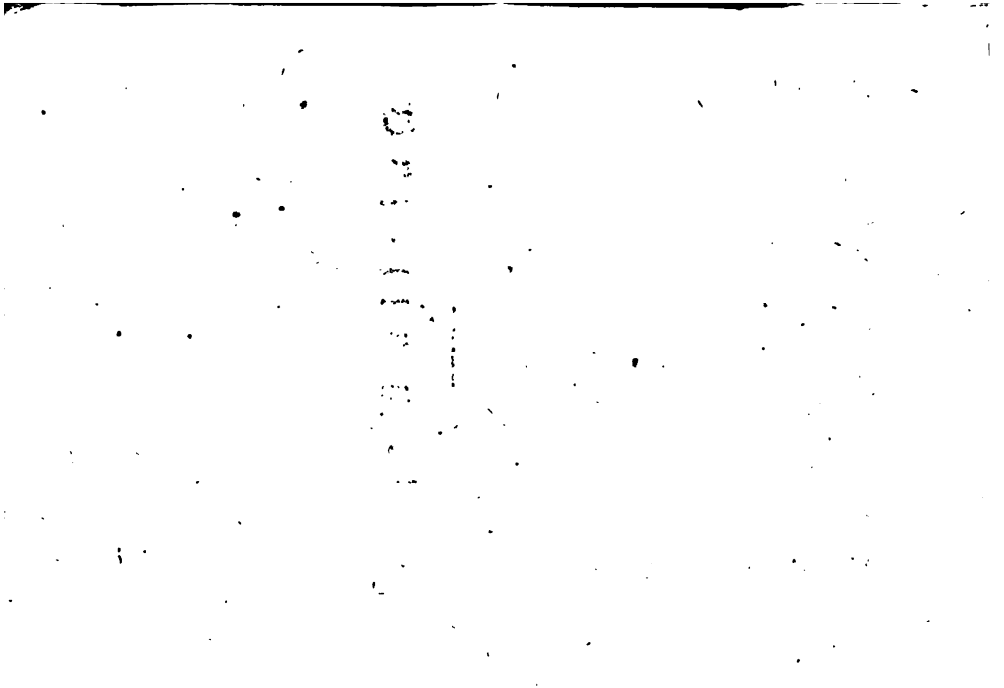
Durch das Dunkel hört' ichs nahen,
Und die holde Stimme drang zu mir;
Seh'n nicht konnt' ichs, doch umfahen,
Ach, und selig ruht' es sich bey ihr!
So von ihrem Arm umschlungen,
Seel' an Seel' in Eins verklungen,
Fehlte mir des Tages Licht,
Fühlt' ich sein Entbehren nicht!

Jetzt ist Licht dem Aug' gegeben,
Aber meine Freuden sind nicht mehr,
Öde starrt das wüste Leben,
Und die Welt liegt hell und kalt umher.
O wer gibt mir jene Freuden,
Jene zartgestillten Leiden,
Meiner Liebe stilles Glück,
Meine Dunkelheit zurück?

So sang Horimirz in trüben Gedanken zur Harfe. Keine Freude erheiterte mehr seinen Geist, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. In einer Fehde, die er für seinen Bruder ritterlich ausfocht, traf ein Pfeil seine Brust. Er stürzte, mit dem Blutstrom entfloß sein Leben; aber vor seinen brechenden Augen erschien Argina auf lichten Wolken, und der Tod vereinigte die getrennten Liebenden wieder.



Quintin Messis.



Quintin Meſſis.

Die Sonne näherte ſich dem Meere. Ihre Strahlen vergoldeten die Maſten und Wimpel der Schiffe, welche aus der See, den breiten Strom der Scheide herauf, bis vor die Mauern Antwerpens ſegelten, um von den fernen Ufern des Morgenlandes die koſtbaren Schätze deſſelben in die Waarenlager der reichen Handelsleute dieſer Stadt zu bringen. Dazumahl ſtand Antwerpen in ſeinem größten Flor, Handel und Gewerbe, Künſte und Arbeiten aller Art blühten in ſeinem Umkreiſe, und die Welt ſah mit Erſtaunen viele große Künſtler, deren Werke ihre und die nachfolgende Zeit bewundern mußte, aus dem Schooße derſelben hervorgehen; wie denn überhaupt in dem fleißigen Volke der Burgunder in jenen Tagen ein ſchönes Leben ſich mannigfaltig entwickelt hatte, und vor al-

len die edle Mahlerkunst ihr eigentliches Vaterland, und eine seltene Aufmunterung unter den reichen Einwohnern der vielen handeltreibenden Städte in den Provinzen fand.

Boote und Kähne schlüpften zwischen den großen Schiffen hindurch, und zogen schimmernde Furchen durch die stille Fluth; am Ufer war ein thätiges Leben, Lärmen und Gewühl der Aus- und Einladenden bey dem Krahn, der die Lasten aus den Schiffen hob. Spazierende wandelten hin und her, und ergetzten sich an dem wechselnden Anblicke. Schiffe gingen und kamen, Signale wurden gehört und beantwortet, und mitten in diesem geschäftigen Treiben tönte die Stunde des Feyerabends in langsamen Schlägen von dem prächtigen Thurme der Kirche der heiligen Jungfrau, dessen schöne Bauart noch lange darnach Kaiser Karl den Fünften bey seinem Einzuge zur Bewunderung reizte. Auf dieß Zeichen fingen alle Glocken auf allen übrigen Thürmen der Stadt an sich zu regen, alle beschäftigten Hände sanken, das Ave Maria wurde gebethet, das Arbeitszeug aus der Hand gelegt — die Last des Tages war getragen, und die fleißigen Menschen gingen auseinander, um, ein Jeder nach seiner Art, entweder Ruhe, Erholung oder Genuß zu suchen.

Auch in der Stadt war das Zeichen gehört und Feyerabend gemacht worden. Mitten unter einem Schwarme von Handwerksburschen verschiedener Art, welche sich, bevor sie sich in die Trinkstuben verstreuten, lautschwatzend und fröhlich auf dem Platze vor der Frauenkirche beym Brunnen versammelt hatten, war nur Einer, der die allgemeine Heiterkeit nicht theilte. Es war ein Schmiedgeselle, ein junger, stattlicher Bursche von starkem Gliederbau und angenehmen Mienen, nur daß die Vorzüge seiner Gestalt in dem benußten Anzuge, dem Hemde von Kohlendampf geschwärzt, und den von Arbeit und Staub entstellten Zügen nicht sichtbar werden konnten. Bewundernd standen Einige, deren Geschäft es war in Metall zu arbeiten, vor dem Gitterwerk, das den Brunnen umgab, und das mit zierlichen Blumen und schön geschlungenen Zweigen einen sinnigen Arbeiter, der mehr als ein bloßer Schlosser oder Schmied gewesen seyn mußte, als Schöpfer bekannte.

Bey meiner Treu! rief ein Schlossergeselle aus, der aus Frankreich eingewandert war, und schon eine Weile mit seinen Kameraden die Zeichnung, die künstlich erhabene Arbeit, und die Sauberkeit der Ausführung bewundert hatte: Bey

meiner Treu! Das ist kein gemeines Werk, und den Meister möchte ich wohl kennen, der das verfertigt.

Hier steht er, sagte Einer von den Anwesenden, und wies auf Quintin Messis, der, ohne etwas von dem Gespräche zu vernehmen, an der Seite gestanden hatte. Quintin erwachte bey diesen Worten, der Fremde trat zu ihm und sprach mit ihm über sein Werk; aber mißmuthig und wie von ganz andern Gedanken ergriffen, antwortete ihm dieser zerstreut. Was ist das Alles? sagte er endlich: Was kann das spröde Metall und die rohe Arbeit für Freude gewähren? Es ist, als wolltet Ihr ein menschliches Gesicht aus Quaderstücken aufmauern, wenn Ihr die Weichheit und Fülle des Laubwerks, die Zartheit der Blumen und die reizende Mannigfaltigkeit der Farben in sprödem, dunkeln Eisen nachahmen wollt? Zerschlagen möchte ich das Geländer — und Niemand sollte von ihm und dem, der es gefertigt, mehr wissen.

Nu, nu, rief der Franzose: Da möchten sich die Herren von Antwerpen wohl bedenken.

Sagt das nicht, Quintin, daß Ihr unzufrieden seyd, fiel Einer der Übrigen ein: Das Gitterwerk hat Euch manches Lob eingetragen, und

wird Euch immer vor Jedem, der es ſieht und verſteht, Ehre bringen.

Seyd Ihr doch der jüngſte Geſelle geweſen, rief ein älterer, und mit einer ſolchen Arbeit betraut worden, weil die hieſigen Meiſter insgeſammt auf der Innung Eure Zeichnung und Proben für die beſten anerkennen wollten.

So wurde noch eine Weile fortgeſprochen, wobey Quintin ſelbſt finſter und einſylbig blieb, bis endlich Einer der luſtigen Geſellen ausrief: Aber was machen wir da, meine Herren? Die edle Zeit vergeht. Laßt uns hinausgehen vor's Kronenburger Thor zum Meiſter Vandekärd; der hat köſtliches Bier und eine allerliebſte Tochter. — Gehſt du nicht mit, Quintin? Komm mit! Du ſollſt uns auf der Laute ſpielen.

Quintin ſchüttelte verneinend den Kopf.

Laßt ihn! rief ein Anderer: — Es iſt nichts mit ihm anzufangen. Und ſomit machten ſie ſich auf den Weg.

Es iſt ein Grillenfänger, ſagte der, der zuerſt geſprochen hatte, und Schade für ihn; denn er iſt ein kreuzbraver Burſche und prächtiger Sänger. Die Liebe hat ihn arg zugerichtet.

Die Liebe? rief der Franzoſe: wie ſo?

Weißt du denn nicht, erwiederte Jener, daß

der arme Teufel sich's beygehen läßt, ein verliebtes Auge auf die schöne Mahlerstochter zu werfen, deren Vater gerade seiner Werkstätte gegenüber wohnt.

„Der reiche de Vrindt? rief ein Dritter: Nun, da kann er hübsch ankommen. Er kann von Glück sagen, wenn ihm der Vater mit dem Mahlerstocke nicht einmahl den Nuß aus dem Wamms klopft.

Diese letzten, laut gesprochenen Worte, welche Quintin eben noch von der Unterredung seiner Gefährten vernommen, wie sie sich lachend und lärmend von ihm durch die entgegengesetzte Straße entfernten, jagte alles Blut in die bleichen Wangen des Jünglings. Seine Faust ballte sich, sein Fuß stemmte sich gegen den Boden, er warf den Kopf herum, um den zu sehen, der sich diese beleidigende Äußerung erlaubt hatte. Er machte einige Schritte, um der Schaar nachzueilen; aber sie waren schon zu weit entfernt — und die bessere Besinnung behielt die Oberhand. Er hat Recht! rief er: Ich bin ein Thor! Ein elender Handwerksgeselle, bestimmt, in knechtischer Arbeit am Ambos seine Tage gedankenlos zu verhämmern, und nie etwas hervorzubringen, das mir Ehre und

der Welt Freude bringen, und mich dem Ziele aller meiner Wünsche nähern könnte!

In diesen finstern Gedanken war er vor die Stadt hinaus geirrt, wo der breite Strom und die weit gedehnte Ebene in sinkendem Tageslichte vor ihm lagen. Grau und geisterhaft standen die Weidenbäume mit ihren buschigen Häuptern und krüppeligen Stämmen an den Zäunen und längst den Wasserkanälen hin; nichts unterbrach die einsame Ebene, als hier und da der Kirchthurm eines entfernten Dorfes, der am Horizont heraufragte, oder die umbüschten Weiler in der Nähe, in welchen jetzt auch bereits das Leben im Schooße des Schlafs versunken war. Mächtig stimmten diese trüben Umgebungen zu seinen Empfindungen, die Gestalt der Natur um ihn her wirkte sympathetisch auf ihn, und erregte den Wunsch in ihm, das, was ihn so lebendig ansprach, auch außer sich in Form und Farbe darstellen zu können. Eine ungekannte, verschlossene Welt regte sich in seiner Brust, und das Gefühl der Schranken, die ihn von allen Seiten einengten, ließ ihn schmerzlich die Hoffnungslosigkeit dieses, wie noch eines andern, vielleicht heißern Wunsches fühlen, der in seinem Geiste sich stets an den ersten zu ketten pflegte. Da setzte er sich auf einen Stein am Ufer, und ließ sein dum-

les, ſtundenarmes Leben ſeit ſeiner Kindheit vor ſich vorübergehen, und dachte den ſchmerzlichen Zwieſpalt, der ihn mit ſich ſelbſt entzweyte, ſeinen niedrigen Stand, ſeine Armuth, die ihm nicht erlaubte, ſich nach etwas Anderm umzuſehen, weil er von ſeinem Taglohn noch ſeine Mutter zu erhalten hatte, den Mangel an Kraft, der ihm oft ein Erliegen unter ſeiner ſchweren Arbeit drohte, und auf der andern Seite ſeine unſelige Liebe zu einem Mädchen, das nie ſein werden, ſeine Verehrung für eine Kunſt, die er nie zu erlernen, nie auszuüben hoffen durfte.

Indeß war der Vollmond heraufgekommen. Ein mildes, beruhigendes Licht umfloß alle Gegenſtände, und wenn gleich Farbenton und Ausdruck des Ganzen noch immer etwas ſtill Trauerndes hatte, ſo kam doch durch die hellere Beleuchtung, durch das nun offene Blau des Himmels, von welchem ſein himmliſcher Vater wie mit ſeinen Sternenaugen liebevoll ihn anzuſchauen ſchien, eine ſanfte Ruhe in ſeine Seele. Vom Thurme der Frauenkirche klang jetzt in langſamen Schlägen die ziemlich ſpäte Abendſtunde; ſeine Mutter fiel ihm ein, und daß ſie wohl ſeiner Rückkunft unruhig harren würde. Er ſtand auf und ſchritt dem Thore zu, und durch die einſamern Goſſen, wo bereits in mehreren Häu-

fern die Lichter erlöscht waren, nach der abgelegenen Wohnung der armen Witwe, die er in der Dunkelheit, auf dem Stein vor der Thüre sitzend und ihn erwartend fand.

Die Matrone war gemein, aber reinlich gekleidet. Sie trug ein Kleid von schwarzem Wollenzeuge, mit knappem Leibchen und reichgefaltetem Rocke. Eine Schürze und Halstuch von reiner weißer Leinwand, eine weiße Haube mit einer Art von Wulst über den Kopf, die Zipfel derselben unter dem Kinn zusammengebunden, sammt einer Tasche und einem Schlüsselbunde an der Seite, vollendete ihren Anzug, und eine wehmüthige Freude spiegelte sich in dem mütterlichen Auge, als sie den längst Erwarteten endlich die Straße herabkommen sah, aber auch den Trübsinn bemerkte, der auf seiner Stirne lag. Er brachte ihr seinen schmalen Wochenlohn — denn heute war Sonnabend — von dem er sich nicht erlaubt hatte, auch nur das Geringste für sich anzuwenden. Eine Thräne trat in ihr Auge, und ein stilles Gebeth stieg zum Himmel empor für die Wohlfahrt und die Genesung des geliebten Kindes; denn Frau Gertrud hielt ihren Sohn für krank — ob an Körper, oder Gemüth, oder an beyden, wußte sie nicht — aber daß es nicht gut mit ihm stehe, war

ihr ausgemacht. Auch hoffte sie zuversichtlich auf Erhörung; denn Gott hatte ja die guten Kinder lieb, er hatte ihnen im vierten Gebothe selbst eine Verheißung gegeben, und ihr Quintin war so ein trefflicher Sohn!

Das kleine Abendessen war bald verzehrt und meist schweigend eingenommen; denn Quintin war nie von vielen Worten gewesen, und seit einiger Zeit noch verstimmter als je. Ein Paarmahl hatte ihn die Mutter zum Essen ermahnt, und sich ein Paarmahl erkundigt, ob ihm was fehle? Aber sie bekam wenig befriedigende Auskunft, und Beyde legten sich, den Kopf voll Gedanken, das Herz voll Kummer, nieder auf ihr Lager. Wenn aber die sichtliche Abnahme des Sohnes und die unbekannte Ursache derselben das Gemüth der Mutter noch lange wach erhielten, so entfernten ein tieferer Schmerz und eine lebhaftere Gedankenqual, die wir bereits kennen, den Schlaf von des Jünglings Augen. In den stillen Stunden der Dunkelheit, wenn kein Geschäft des Lebens, keine Bewegung in den Umgebungen die finstere Reihe der Gedanken unterbricht, und diese, von Sorgen und Qualen begleitet, recht Muße haben, sich des wehrlosen Menschen zu bemächtigen, da gräbt sich tiefer jeder Schmerz, und jede Angst wird heißer,

und alle Hoffnungen, die uns aus dem Gefühle unserer Kraft, und alle Tröstungen, die uns aus einer richtigern Schätzung der Dinge am Tage entspringen, scheinen uns da verlassen und unsern Feinden zum Raube übergeben zu haben.

So wie diese, waren dem armen Quintin gar viele Nächte vergangen, seit jene unglückliche Leidenschaft seine Brust erfüllte, das ist, seit der Osterzeit des vorigen Frühlings, wo er zuerst in die Werkstatt seines jetzigen Meisters gekommen war, und das holde Bild ihm gegenüber so oft am Fenster oder auf der Straße erblickt hatte. Wenn dann endlich der Morgen anbrach, schleppte er sich auf's Neue an sein schweres Tagwerk, und endlos und hoffnungslos lag das öde Leben, ohne Aussicht, ohne Freude, ohne tröstenden Ruhepunct vor ihm, nur von trügerischen Lichtblicken einzelner Himmelsmomente unterbrochen, wenn nähmlich das Fenster gegenüber beynahe jeden Tag um die gleiche Stunde aufging, eine weiße Hand den Flügel aufspannte, und ein wunderholdes Angesicht, von hellbraunen Locken umflossen, welche rückwärts eine silberne Nadel in Flechten zusammenhielt, aus der Spitzenkrause des weißen Halstuchs hervor mit seelenvollen Augen in die Strasse sich herabbückte. Dann war für Quintin der

Himmel aufgegangen, Schmerz, Ermattung, Hoffnungslosigkeit vergessen, sein Auge hing an der reizenden Gestalt, an jeder ihrer Bewegungen, seine Seele war in seinen Blicken, und vergebens prasselte hinter ihm die Flamme, keuchte der Blasebalg, klopften die Hämmer, er gewahrte nichts von Allem dem, er sah nur die schöne Mahlerstochter, und hätte sein Leben freudig dahingegeben, wenn er nur einmahl einen ganzen Tag so stehn, sie anschauen und diese Gestalt in die Tiefen seiner Seele hätte aufnehmen dürfen. Zuweilen schien es ihm, als sähe sie auf ihn herab, ja es war ihm, als hätte sie sein Hinstarren nach ihr bemerkt, und ein freundlich wehmüthiges Lächeln spiele dann um ihre feinen Lippen. — Aber das war Täuschung, sagte er sich dann selbst, Spiel der aufgeregten Einbildungskraft oder des angestrengten Schauens, nach welchem uns oft in den angestarrten Gegenständen, wie leblos sie auch seyen, eine Veränderung oder Bewegung vorzugehen scheint. Nein, sie kann dich nicht bemerkt, oder wenn sie dich bemerkte, deiner Kühnheit nur gelacht haben. Du bist ein Thor, Quintin! Reiß dich los, bekämpfe deine Leidenschaft! Sie ist vornehm, sie ist reich und schön; de Vrindt, das weiß ja ganz Antwerpen, gibt seine Tochter nur einem Mahler,

und du bist und bleibst nichts Anderes als ein armer Schmiedgeselle!

Wenn diese Gedanken in ihm hell wurden, dann sank der Arm mit dem schweren Hammer nieder. Er stützte sich auf den Ambos, und verbarg das Gesicht in beyden Händen, und Thränen glitten dann wohl durch die gefalteten Finger auf das Eisen nieder, das ihm nicht härter und erbarmungsloser schien als sein Geschick. Ein Scherz seiner Kameraden weckte ihn aus seinen Träumen, er blickte nach dem Fenster hin. — Mein Gott! sie hatte die ganze Zeit herüber geschaut, sie hatte ihn und seine Traurigkeit gesehn, und er glaubte — aber es war wohl wieder nichts als Täuschung! — eine Spur des Mitleids in ihren Blicken zu entdecken. Dann zog sie das Fenster langsam zu, indeß ihr Auge noch immer gegen die Schmiede gegenüber gerichtet war, und verschwand, und Quintins Himmel war wieder für den ganzen Tag verschlossen; denn das fleißige Mädchen hatte entweder in Küche und Keller zu schaffen, oder sie saß am Nähpult und Klöppelpolster, wo sie als kunstgewandte Niederländerinn schöne Arbeiten schuf, in ihrem Schlafkämmerchen, das der vorsichtige Vater seit der Mutter Tode in das Hintertheil des Hauses verlegt hatte. Die Fenster desselben gingen üb

den kleinen Hausgarten weg ins Freye, und eine betagte Anverwandte lebte als Ehrenhüterinn und Gehülfinn des Haushalts hier mit ihr. Aber jeden Morgen hatte sie sichs seit einiger Zeit zur Regel gemacht, ins vordere Gemach zu kommen, das dem Vater als Arbeitszimmer diente. Da räumte sie auf, lüftete die Stube, um den Öhl- und Farbengeruch verdunsten zu lassen, wie sie sagte, und unterhielt sich eine Weile, in die volkreiche Gasse hinabzublicken, und sich an dem Gewühle des Marktes zu ergetzen, der hier mit Gemüse und Früchten getrieben ward, und wovon sie in ihrer Kammer den ganzen Tag nichts zu sehen bekam. Später trat dann der Alte ins Attelier, das Fenster wurde geschlossen, die Schüler kamen, welche, nach der Sitte der damahligen Zeit, bey dem berühmten Meister auf bestimmte Jahre in Kost und Lohn gethan waren; die Arbeiten begannen, Einer rieb Farben, ein Zweyter mischte sie mit Öhl, Jener setzte des Meisters Pallete auf; dort zeichnete Einer nach dem Runden, Jener kopirte ein Bild, das ihm der Meister vorgelegt hatte. Margarethen verbothen Sittsamkeit und des Vaters Wille, im Attelier zu verweilen, und Quintin durfte keine Hoffnung nähren, sie den Tag über mehr zu erblicken.

So war ihm der ganze vorige Sommer und ein Theil des Herbstes in unseliger Liebe und marternden Sorgen vergangen; er hielt sich für eines der unglücklichsten Wesen auf Erden, dem Alles, selbst sein Streben nach etwas Besserm, und das Gefühl der Liebe, das sonst jedes lebende Geschöpf beglückt, zum Satansengel geworden war, um ihn noch empfindlicher zu quälen. Auch seine Laute, auf der er fertig spielte, ruhte nun meistens, und wenn er sie rührte, wenn sein Gesang sie begleitete, waren es nur traurige Weisen.

Indessen so ganz unglücklich und unbeachtet, wie sich Quintin Messis in seinem Trübsinne wähnte, war er doch nicht, und seine Persönlichkeit wie sein stiller Kummer war von einem Wesen bemerkt worden, dessen Theilnahme ihn wohl für alle seine Leiden hätte reichlich entschädigen können, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre. Es war dieß Margarethe de Vrindt selbst, der, wenn sie durch die Gasse gegangen war, oder zuweilen aus des Vaters Fenster herabgeblickt, und die rüstigen Gesellen in des Nachbars Schmiedewerkstatt beobachtet hatte, Einer von ihnen aufgefallen war, welcher durch seinen hübschen Gesang, wenn die Burs[che] sich die Arbeit damit versüßten, durch sein[en] schlanken und doch kräftigen Wuchs, durch [ei]

natürliche Gewandtheit der Bewegungen und den Ausdruck edlerer, obwohl durch einen ſtillen Kummer verſchatteter Züge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Selbſt ihrer Baſe war dasſelbe durch die Brille klar geworden, und ſcherzhaft hatten die beyden Frauen dem unbekannten Jünglinge den Nahmen des hübſchen Schmiedgeſellen oder des Sängers beygelegt, und ihn wohl bemerkt, wenn er ihnen am Sonntag in ärmlichem, aber reinem Anzug von dunkelm Tuche, mit kurzem Mantel und ſchwarzer Mütze auf dem Gange in die Frauenkirche begegnete. Das war im Anfange des vorigen Sommers geweſen, und damahls hatte die Baſe, nach Art aller Frauensperſonen ihres Alters, nicht geruht, bis ſie herausgebracht, der hübſche Schmiedgeſelle ſey derſelbe, der das ſchöne Gitterwerk am Marktplatze verfertigt, und obendrein ein künſtlicher Lautenſpieler. Sie erfuhr beyher auch, daß er Quintin Meſſis heiße, eines Hufſchmieds Sohn, von guten Sitten, aber ſehr arm ſey, daß er ſeine alte Mutter von ſeinem kargen Taglohn erhalte, und meiſt ſtill und niedergeſchlagen ſey. Margarethe fühlte Achtung für den jungen Menſchen, und wenn er ihr nun auf der Straße begegnete, konnte ſie nicht umhin, ihn etwas länger und freundlicher anzuſehen; denn

der so gute Sohn und geschickte junge Mensch war ihr kein ganz fremder mehr. Aber für ihr Leben gern hätte sie gewußt, ob sein Kummer von seiner Armuth, oder von einer andern Ursache herrühre; doch das war nicht zu ergründen, und sie mußte auf diese Auskunft verzichten.

Nicht lange darnach entstand in ganz Antwerpen eine lebhafte Bewegung, denn die Prinzessinn Maria von Burgund, die Tochter des letzten Herzogs, Karls des Kühnen, und Erbinn aller seiner Länder, kam von Brüssel herüber nach Antwerpen, wohin sie die Stände von Brabant beschieden hatte, um mit ihnen die Wahl eines Gemahls und künftigen Herrn ihrer reichen und schönen Provinzen zu berathen. Ihre Ankunft ward mit einer Menge von Festen und Lustbarkeiten gefeyert, welche den lebensfrohen Antwerpern Gelegenheit gaben, ihre Prachtliebe, ihren Kunstsinn zu zeigen, und ihnen Stoff zur Freude und zum Gespräche für längere Zeit darbothen. Und über dieser fröhlichen Geschäftigkeit hatte Margarethe de Brindt den hübschen Nachbar und seinen Kummer vergessen, bis ein Volksfest außerhalb der Stadt, wo am jenseitigen Ufer der Schelde Zelte errichtet waren, in welchen die Fürstinn mit ihrem Hof und den Großen des Landes banquet-

tirte, während das Volk sich mit Vogel- und Scheibenschießen, Musik oder Tanzen belustigte, auch Margarethen im festlichen Anzug am Arm ihres Vaters unter den fröhlichen Schwarm lud. Sie gingen von einem Spielplatze zum andern, sahen überall eine Weile zu, und indeß der Vater mit Künstleraugen nach den Physiognomien der Spielenden, nach ihren Stellungen, nach der Wirkung von Licht und Schatten unter den Zelten oder Bäumen spähend, Notizen für seine Staffeley sammelte, sammelte die schöne Tochter mit nicht unaufmerksamen Ohren die Lobsprüche, welche man im Vorübergehen ihrer holdseligen Gestalt zollte, wie sie im hellrothen Kleide mit den knappen Ärmeln, die, nur an der Schulter, am Ellenbogen und vorn an der Hand mit weißem Atlas gebauscht, den Wuchs vortheilhaft zeigten, die schwere, goldne Kette um den weissen Hals, und auf hellbraunen Locken einen Hut von rothem Sammt mit vielfach geschlitzter Krempe und weißen Federn, die sich in zierlicher Rundung darüber neigten, durch die Reihen der Schauenden ging, welche dem schönen und kostbar gezierten Mädchen freundlich nachblickten.

Die Töne einer sehr fertig gespielten Laute lockten sie zu einer Gruppe, wo sich Schützen zum

Scheibenschießen versammelt hatten. Die Bürger in ihren schwarzen Sonntagsröcken, kurzen Mänteln und hohen Hüten standen unter einer mit Tannenreis geputzten Hütte um einen jungen, wohlgewachsenen Menschen herum, der so eben ein Stück auf der Laute geendigt hatte. Es schien, als wäre dieß ein Zwischenspiel zwischen den Schützenübungen gewesen. Jetzt griff er wieder nach der Armbrust; da schrien die übrigen Schützen: Oho! Messis! Nun wirds wieder was geben! Nehmt uns nur nicht Alles weg, ihr habt ohnedieß schon das Meiste gewonnen. Messis? dachte Margarethe: Das ist ja der Nahme des hübschen Schmiedes? Und nun richtete sie ihre Blicke aufmerksamer auf den Schützen. Er war es wirklich, und auch er erblickte sie in diesem Momente; seine Augen starrten auf sie hin, wie auf eine Erscheinung, seine Hand zitterte, er mußte die Armbrust sinken lassen, und hatte kaum Fassung genug, um sie niederzulegen, und sich zu entschuldigen, daß er nicht schießen könne.

Was ist euch, Gevatter Quintin? rief ein bedächtiger alter Mann: Habt ihr Schwindel? Ihr seyd ja ganz roth und blaß geworden.

Trinkt ein Glas Wein! rief ein Zweyter, und

brachte es dem Betäubten. — Jetzt hatte sich der Jüngling wieder gefaßt, er blickte auf; es war kein Traum, die holde Erscheinung stand noch auf ihrem Platze, und es dünkte ihm, eine Verwirrung, die er früher nicht bemerkt, sich in ihren Zügen mahlen zu sehen. Rasch ergriff er die Armbrust. — Sie, die er im Stillen wie eine Heilige verehrte, die ein glücklicher Zufall heute hierhergeführt, sie sollte sehen, daß der unbemerkte, niedrige Jüngling doch nicht jeder edeln Geschicklichkeit ermangle. Er spannte, er zielte, sein Blick war von Margarethen auf die Scheibe hingeglitten, sein Herz rief sie insgeheim an — der Bolzen schnurrte ab, und — Vivat! Vivat! erscholl es am Ziele: Mitten ins Schwarze! Quintin Messis hat das Beste!

Eine Purpurgluth strömte über des Jünglings Züge, das versammelte Volk jubelte und klatschte, der Zieler brachte die Scheibe mit dem Bolzen, der darin haftete, alle Schützen lobten den Schuß, und auch de Vrindt war hinzugetreten; denn er gedachte seiner Jugend und mancher ähnlichen Freude. Seine Tochter stand neben ihm, und jetzt zum ersten Mahle begegneten sich die Augen der jungen Leute, und ein gegenseitiges Erröthen machte Beyde zugleich froh und verlegen. De

Brindt sprach noch eine Weile mit den Bürgern, er erfuhr von ihnen, daß der geschickte Schütze derselbe sey, der sich auch in seinem Handwerke ausgezeichnet, und das berühmte Brunnengitter verfertigt hatte. De Brindt war die Arbeit wohl bekannt, und er wußte sie zu schätzen; mit freundlichem Gruße und einer ehrenvollen Erklärung nahm er von dem wackern Schmiede Abschied, und entfernte sich mit seiner Tochter, um bey den andern Gruppen und ihren Spielen und Tänzen zuzusehn.

Der Unterhaltungen und Freuden waren hier gar viele, auch die Menschenmenge groß. De Brindt fand bald Bekannte, die ebenfalls mit Weibern und Töchtern im schönsten Staate heute aus der Stadt herausgekommen waren, um sich zu erlustigen. Eine Gesellschaft schloß sich zusammen, man setzte sich an einen Tisch unter einem der aufgeschlagenen Zelte, und schmauste, lachte, plauderte bis gegen den Abend. De Brindt hatte über diesen Zerstreuungen den Auftritt mit dem Schmiedgesellen bald vergessen; aber aus Margarethens Sinn schwand die Gestalt des Jünglings, sein Lautenspiel und vor Allem sein Erröthen, sein Blick, mit dem er sie betrachtete, nicht mehr. Unablässig mußte sie der Ursache nachsinnen,

die ihn so verwirrt, so unentschlossen gemacht hatte, daß es schien, er könne die Armbrust gar nicht spannen, da er doch gleich darauf einen Meisterschuß that, und eine geheime Stimme, die in jeder Mädchenbrust klingt, lehrte sie die schmeichelhaften Zeichen nur zu wohl deuten.

Aber ein armer Schmiedgeselle! Und sie, die Tochter des reichen, angesehenen Mahlers de Vrindt! Eine augenblickliche Überlegung reichte hin, ihr alles vor Augen zu stellen, was in diesem Verhältnisse Widersinniges lag, und sie bemühte sich, das Bild des jungen Schützen, so oft es sich ihrem Geiste aufdringen wollte, zu verscheuchen. Am andern Morgen fehlte er in der Schmiede, und noch ein Paar Tage; denn seine Mutter war krank. Es war ihr daher am vierten Tage eine Art von Überraschung, als sie ihn aus ihres Vaters Arbeitszimmer wieder am Ambos stehen sah. Hübsch gewachsen ist er doch, und vor Vielen in seiner Arbeit, im Lautenspiele, im Armbrustschießen geschickt! dachte sie, und nur Schade, daß er so rußig aussieht, und so schwere Arbeit thun muß! Ein Paarmahl kam es ihr vor, als blicke er seitwärts zum Fenster herauf. Ob er mich wohl erkennt? dachte sie. — Aber Quintin sah wieder auf sein Eisen nieder, und nichts

erschien in seinem Betragen, was die neulich bemerkte Verlegenheit erklären oder bestätigen konnte. Sie wußte nicht recht, ob es ihr lieb oder leid seyn sollte; aber sie fand seitdem nothwendig, des Vaters Attelier jeden Morgen selbst aufzuräumen und zu lüften, denn die alte Magd war hierin gar zu nachläßig. Alle Tage öffnete sich Morgens das Fenster, alle Tage blickte die süße Gestalt heraus und hinüber auf die Schmiede, und war halb, ohne es selbst zu wissen, bemüht, nach Zeichen der Aufmerksamkeit und einer gestörten Ruhe in dem Benehmen des hübschen Schmiedgesellen zu spähen. Allmählich gelang das auch nur zu gut, immer mehr und mehr offenbarte sich ihren Beobachtungen die unglückliche Neigung, welche der Jüngling in seinem Busen trug, wie sehr er sie auch zu verbergen strebte, und selbst dieß Bestreben gab ihm in ihren Augen einen größeren Reitz. Wenn sie sich nun auch das Vergnügen, was sie hierüber empfand, als eine Thorheit, ja als eine Grausamkeit vorwarf, so konnte sie doch nicht umhin, ihre Beobachtungen täglich fortzusetzen, und manchmahl durch einen freundlichen Blick, ein längeres Verweilen, ein absichtliches Begegnen oder Vorübergehn an der Werkstatt, dem Unglücklichen einen Tropfen des Trostes zu geben.

Unter dieſen Beobachtungen, heimlichen Freuden und tieferen Schmerzen, war der Sommer vorübergegangen und der Herbſt herangekommen, ohne daß ſich in der Lage der beyden jungen Leute das Geringſte verändert hatte. Am Montag aber nach jenem Sonnabend, den der arme Quintin ſo ſchwermüthig vor der Stadt zugebracht hatte, ſtand plötzlich ein zierlich geputzter Geſelle früh morgens vor des Meiſters de Vrindt Thüre, und handhabte den Klopfer, um ſich Einlaß zu verſchaffen. Die Schmiedgeſellen ſahen ihn ſtehn, und redeten miteinander über die bunten Schleifen, welche ſeine Unterkleider zierten, das hellblaue Wamms von ungeſchnittenem Sammt, den goldgelben Mantel vom feinſten Brüßler Tuche mit leichtem Pelzwerke verbrämt, das braune Barett mit Gold beſetzt und mit einer herabwallenden Feder geſchmückt — und alle ſtimmten darin überein, daß der wohlgeputzte Fant wahrſcheinlich ein Fremder, vielleicht ein Mahler und Gaſtfreund de Vrindts, ſicherlich aber ein Geck ſey, der ſich in ſeiner bunten Tracht wie ein entlaufener Edelknabe irgend eines großen Herrn ausnahm. Während dieſe Geſpräche dem Hauſe gegenüber gehalten wurden, hatte ſich in dieſem die Thüre geöffnet, die Magd war erſchienen, der Fremde hatte einen Brief abgegeben,

und war in den Hausgang getreten, wo ihn die Schmiede noch seinen Anzug in Ordnung bringen, den Staub von dem aufgeschlitzten breiten Ende seiner zierlichen Schuhe klopfen, die Schleifen an denselben und an den Knieen zurecht legen, an der Halskrause zupfen, und kurz sich in die beste Verfassung setzen sahen. Bald darauf kam die Magd zurück, der Fremde nahte sich der Treppe, die Thüre wurde zugezogen und es war von dem Besuche und seinem Erfolge nichts mehr zu sehen. Aber Quintin fühlte wohl bald etwas von diesen; denn heute zum ersten Mahle seit Wochen ging das Fenster im Atelier nicht auf, kein holdes Bild lehnte sich heute daraus hervor, vielmehr schien es, de Vrindt habe seinen Besuch in dieses Gemach geführt, denn es war ihm ein Paarmahl, als sehe er den goldgelben Mantel hinter den sechseckigen Scheiben im Erkerfenster hervorleuchten.

Es war ihm unmöglich, den unangenehmen Eindruck zu überwinden, den die Ankunft wie der ganze Anblick des Fremden ihm verursacht hatte; den ganzen Tag über kam er ihm nicht aus dem Sinne, und war es dieser Besuch denn nicht gewesen, der ihn schon heute um das Glück seines Tages gebracht hatte? Am andern Tage, nur etwas später, zeigte sich der Fremde wieder, und Quin-

tin erfuhr bald, daß dieß der berühmte Blumenmahler Johann Ludwig de Bos aus Herzogenbusch sey. Er war eines reichen Handelsmanns Sohn, dessen Schiffe den Rhein auf und abfuhren, und der mit allen Hanseestädten im Verkehr stand. Den Sohn hatten Anlage und Wunsch, sich auszuzeichnen, zur Kunst geführt; doch sprachen seinen Sinn nicht Menschengestalten und das Gemüth, welches der Mahler in Zügen und Geberden auszudrücken im Stande ist, sondern vor allen die zierliche Natur der Blumen, ihre schönen Farben, ihr weicher Schmelz an, und er brachte es bald zu einiger Fertigkeit in diesem Fache, welches denn die Tischgenossen seines reichen Vaters nicht ermangelten, als etwas Außerordentliches zu preisen, so daß Johann Ludwig, den ohnedieß die großen Handelsbücher und die dunkle Schreibestube seines Vaters längst angeekelt hatten, nun mit aller Macht der Überredung in den Vater drang, daß dieser ihm erlauben möchte, die Feder mit dem Pinsel, die Leinwand mit dem Hauptbuche zu vertauschen, und dem innern Triebe, der ihn zu etwas Höherem und Rühmlicherem führe, nachgeben zu dürfen. Sehr ungern willigte der alte de Bos ein, aber er that es endlich doch, denn er liebte den einzigen, sonst wohlgerathenen Sohn zu sehr, und

gab ihm die Erlaubniß und eine bedeutende Summe Geldes, um mit Anstand zu reisen, und sich in seinem einmahl gewählten Berufe zu etwas Tüchtigem auszubilden; denn das, meinte der alte de Bos, sey in jedem Stande, den man immer wähle, das Erste und Nothwendigste. Johann Ludwig trat also seine Reisen an; er ging nach Gent, nach Brügge, wo noch manche Schüler van Eyks lebten und lehrten; er sah sich in Deutschland um; zog den schönen Rhein hinauf; beschaute in Köln und Mainz, in den reichen Stiften und Abteyen, die die blühenden Ufer dieses Flusses umgaben, alle Merkwürdigkeiten der Kunst, und kehrte nun nach den Niederlanden zurück, nachdem er in den mehreren Jahren, die seitdem verflossen waren, sich in seinem Fache sehr ausgebildet und mit seinen Arbeiten bedeutenden Ruhm erworben hatte. Kein Mahler verstand, so wie de Bos, die weiche Fülle der Blumenblätter, ihren duftigen Schmelz, ihre lieblichen Farben darzustellen, durch Thautropfen, die auf den Blättern zitterten, das Auge zu täuschen und die Hand mehr als einmahl zum Wegjagen von überaus natürlich gemahlten Insekten zu bewegen, welche über die Blumen zu kriechen, oder sich auf ihnen zu nähren schienen, und von denen man die herrliche Tafel gern be-

fangen wollte. An de Vrindt brachte er sehr angelegne Empfehlungsschreiben seines Vaters mit, der mit Jenem auf Reisen früher Bekanntschaft gemacht hatte, so daß er in de Vrindts Hause nicht bloß als Kunstgenosse und Schüler, sondern auch als Gastfreund aufs Beste aufgenommen wurde.

Vielleicht mochte der Vater, der den flüchtigen Sinn des Jünglings gern stetiger gemacht hätte, noch eine andere Absicht mit diesen Empfehlungsschreiben haben. Auch schien es bald, als hätte er nicht falsch gerechnet, und de Vrindt's schöne Tochter, die einzige Erbinn des wohlhabenden Vaters, konnte das kunsterfahrne Auge des Jünglings, der auf seinen Reisen mit der Ausbeute für seine Kunst noch manchen andern Zweck verliebter Abentheuer gesucht und gefunden hatte, nicht ungerührt lassen. Er ward immer mehr von ihr entzückt; was im Anfange ihre Reize bewirkt hatten, vollendete im nähern Umgange die Überzeugung von ihrer Sittsamkeit, Häuslichkeit, kindlichen Pflicht und allen den Tugenden, die das Auge des Verliebten mit Recht und Unrecht an der einmahl Erwählten zu finden gewohnt ist. In der Zuversicht auf seine äußern Vorzüge, wie auf sein Talent und seinen Reichthum, glaubte er sich jeder schüchternen, allmählichen Annäherung überhoben, und be-

trug ſich bald ſo, daß weder Vater, noch Tochter mehr über die eigentliche Abſicht ſeiner Beſuche räthſelhaft ſeyn konnten.

Von Allem dieſem konnte nun wohl der Nachbar Schmied nicht eigentlich wiſſen, aber zu vermuthen war Manches, und auch dieß reichte hin, das Gemüth des ohnehin düſtern Jünglings vollends niederzudrücken. Seine Einbildungskraft mahlte ihm alle Wahrſcheinlichkeiten, ja alle Möglichkeiten, welche aus der Bekanntſchaft des jungen, reichen Mannes mit Margarethen entſtehen konnten, und er litt viel mehr durch die Ungewißheit, als ihn die Gewißheit hätte leiden machen können. Gerade nun um dieſe Zeit, wo der Winter bereits heranzunahen begann, fiel ſeinem Herrn und Meiſter ein vortheilhafter Ankauf von Eiſen, das in Köln zu haben war, vor. Es ſollte ein verläßlicher Menſch hingeſchickt werden, dem genugſame Kenntniß der Waare, und Rechtlichkeit ſowohl als Gewandtheit im Einkaufe zuzutrauen war. Der Meiſter wußte keinen beſſern, als ſeinen Quintin, und dieſer mußte ſichs gefallen laſſen, gerade jetzt, wo er gern mit ſeinen Augen das Haus Margarethens bewacht und jeden Aus- und Eingehenden beobachtet hätte, auf einige Wochen Antwerpen zu verlaſſen.

Ewig lange und schmerzlich drückte ihn die Zeit dieser Entfernung; doch schlichtete er seine Geschäfte geschickt und behend zu des Meisters Zufriedenheit, und kehrte schon am Anfange der vierten Woche wieder in die väterliche Hütte zurück.

Es war gegen Abend; die frohe Mutter bereitete geschwind dem Wiedergekehrten ein Lieblingsgericht, sie vermehrte das Feuer im Ofen, goß mehr Öhl in die Lampe, und that, was sie konnte, die Heimkehr des geliebten Sohnes nach Möglichkeit zu feyern. Dazu war sie erst unermüdlich im Fragen, wie es ihm ergangen, was er gesehen, vernommen? Und als er, so wenig es ihm darnach ums Herz war, ihre Neugier und mütterliche Sorgfalt befriedigt hätte, erwies sie sich eben so unerschöpflich im Erzählen alles dessen, was seit Quintins Abwesenheit in dem Stadtquartiere, das sie bewohnte, an Kindtaufen, Familienzwisten, Todesfällen, Heirathen u. s. w. vorgefallen war.

Plötzlich fing sie an: Du kennst ja das Haus des reichen Meisters de Vrindt? Du kannst darauf hinsehen —

Quintin, der bis jetzt mit gesenktem Kopfe auf seinem dreybeinigen Stuhle gesessen und wenig Theil am Gespräche genommen hatte, fuhr

empor und ſtarrte ſeine Mutter an, doch ohne ein Wort zu erwiedern.

Es iſt ja Eurer Werkſtatt gerade gegenüber, glaube ich —

Quintin nickte, und ſank in ſeine vorige Stellung zurück.

Da wirſt du wohl auch des alten Meiſters ſchöne Tochter kennen?

Quintin ſchüttelte — es wäre ihm unmöglich geweſen, zu ſprechen.

Nicht? fuhr die Mutter fort: Ich dächte doch! Du mußt ſie ja aus- und eingehen ſehen, oder am Fenſter ſitzen.

Wozu das Alles? ſtieß der Sohn endlich heraus: — Was wollt ihr mit dieſen Fragen?

Nu nu, errifere dich nur nicht! ſagte die Mutter, indem ſie die Spindel, die am Boden hintanzte, mit dem Faden heraufzog, die Brille abnahm und in das große geſchriebene Gebethbuch mit den buntgemahlten Anfangsbuchſtaben hinein legte, das ihres Quintins liebſte Betrachtung und Unterhaltung ſchon in ſeinen Kinderjahren geweſen war: Man ſagt ja wohl ſo ein Wort, und du brauchſt nicht gleich an Verleumdung und üble Nachrede zu denken. Was ich gehört habe, kann mit allen Ehren beſtehen.

Und was habt ihr denn gehört, rief Quintin heftiger: — Sagt an, erzählt!

Nein, mein Kind! — Nein! Wenn es Unfrieden geben sollte zwischen mir und dir, dann wollte ich lieber mein Tag nichts mehr reden, und stumm seyn wie ein Fisch. Was liegt uns am Ende auch daran, was die reichen und vornehmen Leute thun, die sich nichts um uns bekümmern?

Quintin seufzte tief auf.

Es soll ein schönes Mädchen seyn, auch fromm, und einst ein hübsches Stück Geld erben; da ist es wohl natürlich, daß sich die Freyer einfinden.

Quintin fuhr zum zweyten Mahle empor. Eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Gesicht, und wich bald wieder seiner gewohnten Blässe. Die Dunkelheit der Stube und ihre Arglosigkeit entzog der Alten diese schnelle Regung. Quintin starrte seine Mutter an. — Freyer? sagte er endlich mit dumpfem Tone: Ja wohl, ja wohl!

Ich meine nur so, und man hört allerhand; aber es ist ja wohl nur leeres Gewäsch.

Man hört? Was hört man, Mutter? — Ist ein Freyer da um Margarethe de Vrindt?

So sagt man; doch das müßtest du besser wissen, als ich. Du kannst ja Alles sehen und hören, was in de Vrindts Hause vorgeht.

Ich sehe nichts, ich weiß nichts.

Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Was macht dich denn so unmuthig? Ist es denn sündhaft, offene Augen zu haben, und zu sehen, was vor unserer Nase auf der Straße vorgeht? Wenn nun, wie alle Nachbarn sagen, ein junger Mensch angekommen ist, der sich um Margarethe de Brindt herumdreht, wenn man ihn täglich in's Haus gehen sieht, wenn man bemerken kann, wie ihn der Meister voll Höflichkeit empfängt, und immer beym Fortgehen bis an die Thüre geleitet; wenn man erfährt, daß der Mensch ein Mahler von Profession — das ist's gerade, was de Brindt von seinem Tochtermann fordert — angesehener Leute Kind, reich, hübsch und schmuck ist: — ist es dann wohl zu wundern, wenn man daraus schließt, daß er der Tochter und dem Vater gefallen wird, und daß die jungen Leute ein Paar werden? Man sagt auch —

Man sagt? rief Quintin, und eiskalter Schweiß stand ihm an der Stirne: Ich bitt' euch, Mutter, was sagt man? —

Nun, daß sie sich auf den Fasching heirathen sollen. Der junge Mensch reist nur noch nach Hause. — Aber, mein Gott, was fehlt dir, Quintin? Dir wird übel? — Quintin flimmerte Al-

les vor den Augen, er mußte ſich auf den Tiſch ſtützen, um nicht vom Stuhle zu fallen. Die Mutter ſprang erſchrocken zu ihm hin, goß ihm Waſſer über's Geſicht und bemerkte erſt jetzt die Bläſſe ſeiner Wangen, das Erlöſchen ſeines Auges. Sie löste die Knöpfe ſeines Wammſes, lüftete ihm den Hals — er athmete tief auf, aber er war nicht im Stande, etwas Weiteres zu hören, oder in der Stube zu bleiben. Eine innere Angſt trieb ihn fort, hinaus in die ſtürmiſche kalte Winternacht, wo eiſiger Regen fiel, und Finſterniß und Froſt, unbarmherzig wie ſein Schickſal überhaupt, ihn feindſelig und ſchmerzend umfingen. Wie ſinnlos irrte er, ohne zu fühlen, daß der Regen ihn durchnäßte, daß ſeine Glieder vor Froſt zitterten, von Straße zu Straße, und gelangte endlich vor die Stadt hinaus an den Fluß.

Der Mond ſtand am Himmel, aber viele Regenwolken verſchleyerten ihn, breit ausgegoſſen zog der Fluß dahin, dem Meere zu. In ungewiſſem Dämmerſcheine erhoben ſich dort die Maſten und Segel der Schiffe, es ſeufzte der Wind, es klatſchte der Regen im Tackelwerk. — Er gedachte des Abends vor etwa zwey Monathen, wo er unglücklich, wie jetzt, aber doch nicht ſo ganz hoffnungslos zerſtört, an dieſem Platze geſeſſen hatte, und wie

Alles, ſtatt beſſer, ſeitdem noch viel ſchlechter gekommen war. Das unaufhörlich Leidenvolle ſeines Geſchickes ergriff ihn mit ſchmerzlicher Gewalt, ein Leben voll Gram und jeder Freude baar lag wie eine endloſe Wüſte — wie die neblig flache Ebene unüberſehbar und unaufhaltbar vor ihm. Jetzt trat er an den Fluß, er blickte über das glattgemauerte Ufer hinab, die Wellen gingen ſo ſtill, die Regentropfen, die laut auf das ſteinige Ufer fielen, klaſchten beruhigend in der kaum bewegten Fluth — eine ſchmerzliche Sehnſucht erfüllte ſeine Seele. Ach, Ruhe, Ruhe! und ein Ende dieſer Stürme, die ewig unſtillbar meine Bruſt zerreißen — ſo dachte er — wenn es auch dort unten im Flußbett wäre! Der Wunſch, ſeine Leiden zu enden, und das Entſetzen vor dem Verbrechen des Selbſtmordes kämpften in ſeiner Bruſt. Da war es ihm, als erblicke er plötzlich in einiger Entfernung die Geſtalt ſeiner Mutter, welche bittend die Arme nach ihm ausſtreckte. Ein Schauer ergriff ihn, ſeine Thränen brachen hervor, er eilte auf die Flehende zu. Es war Täuſchung! Der ungewiſſe Mondesſtrahl hatte in den Schatten und Stämmen der Weiden am Ufer ihm ein trügeriſches Bild vorgeſpiegelt; aber es hatte hingereicht, ſeinen wilden Vorſatz zu brechen. Was würde aus meiner Mutter werden! dachte er, und

chen darauf, und Quintin glaubte zu sehen, wie sie eine Thräne wegwischte. — Was sollte das bedeuten? Was war ihr? Konnte sein Schicksal ihr Antheil einflößen? Wußte sie denn nur, daß er auf der Welt war? War sie nicht Braut, oder liebte sie ihren Bräutigam nicht, und beweinte den Zwang, den ihr vielleicht der Vater that? Er war außer sich, er hörte nicht mehr, was seine Kameraden zu ihm sagten — er hätte sein Leben darum gegeben, jetzt nur Eine dieser Fragen gelöst zu sehen.

Aber das Gespräch der Kameraden ward lauter, und sein Inhalt rief den Träumenden aus seiner Gedankenwelt zurück: Siehst du? Da kommt er. — Wie er aussieht! — Wie ein rechter Geck! — So geschniegelt und geputzt! — Nein, fiel der Altgeselle ein, das ist kein Bräutigam für das lebhafte, rüstige Mägdlein, die Margarethe! — Das ist kein Mann, das ist eine Zierpuppe.

Quintin fuhren diese Worte durch's Herz; auch er blickte die Straße hinab, und sah den jungen Mann, den er schon öfters hier vorbeygehen gesehen, heut im vollem Staate daher spazieren. Ein hellgelber Leibrock bekleidete ihn von der Brust bis an die Kniee, mit himmelblauen Sammetstreifen, viermahl am untern Rande besetzt. Eben so gelb, mit Blau gepufft, waren die schmalen Ac-

selverzierungen, und aus denselben kamen die Arme, in den dunkelrothen Sammet des Unterkleides gehüllt, hervor, welches Schenkel und Füße mit eben dieser Farbe bekleidete, und mit schwarzen Streifen und Litzen aufs zierlichste besetzt war. Um Hals und Brust aber, die der Leibrock nur zum Theile bedeckte, zog sich das feine Hemd mit einer Spitzenkrause am Halse besetzt und mit eingewirkten Goldstreifen geziert, die sich wie ein reiches Halsband unter der Krause schlossen. Auf dem Kopfe hatte er ein Barett gleichfalls von rothem Sammet mit schwarzer Seide ausgenäht und mit schneeweißen Federn geschmückt, unter welchem die künstlich geringelten Locken bis auf die Schultern fielen, und an der Seite hing ihm ein breites Schwert in einer so reich gearbeiteten Scheide und mit so fein verziertem Griffe, daß man wohl sehen konnte, mit dieser Waffe sey es nur auf Schmuck und nicht auf Ernst abgesehen. So kam er, höchlich mit sich selbst zufrieden, die Straße herauf, und war sich des vortheilhaften Eindrucks bewußt, den seine Figur machen mußte. Quintins Blut wallte in lebhaften Zornesregungen auf, seine Finger krümmten sich krampfhaft um das Eisen, welches er hielt, und es stieg die Begierde in ihm auf, das geputzte

Männchen mit dieſem, ſeinem ſchönen Staate zum Trotz, die Gaſſe hinab zu jagen.

Margarethe hatte ihn erblickt; ſie fuhr wie erſchrocken zurück und zog das Fenſter zu. War es Schrecken, war es Freude, den ſchönen Freyer zu ſehn? Quintin wußte es nicht; aber es ſtürmte immer heftiger in ſeiner Bruſt. Jetzt war der geputzte Geſelle bis an den Ort gekommen, wo Quintins Kameraden, vielleicht um jenen zu necken, ſich mit ihrer Arbeit und ihrem Geräthe etwas breit in der Straße gemacht hatten, und jener nicht wohl vorbey konnte.

Platz da! rief der Fremde, und ſtieß den Geſellen, der ihm zunächſt ſtand, auf die Seite.

Hoho! rief der Schmiedegeſelle: — Nicht ſo eilig! — Ihr könnt warten, bis wir da mit dem Eiſen fertig ſind —

Warten? Schurke! Ein Mann, wie ich, warten? — Und ſomit drang er vor. — Aber Quintin ſprang hinzu, ſeine Eiſenſtange in der Hand. Schurke? rief er: Der das ſagt, iſt ſelbſt einer, und wenn er hundertmahl ein Schwert an der Seite trägt. Heraus damit, wenn Ihr Luſt und Muth habt! Der Fremde fuhr zurück, die drohende Geſtalt des kräftigen Jünglings, ſein flammendes Auge, das lange Eiſen in ſeiner Hand — alles

schreckte den Zierlichen. Laßt das! Laßt das! rief er: Es war nicht so gemeint! Geht mir vom Leibe mit dem Eisen! — Und bey diesen Worten hatte er die Thürschwelle erreicht und mit aller Macht an der Klingel gerissen.

Memme! rief Quintin erzürnt, und warf ihm, wie er ins Haus schlüpfte, die Eisenstange nach, daß sie klirrend auf die Thürstaffeln fiel. Jener aber eilte, was er konnte, den Hausgang hinauf, und die Schmiedegesellen schickten ihm ein unbändiges Gelächter nach. Nur Quintin lachte nicht. Das war sein Nebenbuhler! Und diesen Zieraffen sollte Margarethe lieben, oder ihm zum Opfer gebracht werden? Das Eine kam ihm so entsetzlich vor, als das Andere; er versank in die düstersten Gedanken, mit diesen kam das Gefühl seines Unglücks und seiner körperlichen Erschöpfung zurück. Sein Übelbefinden nahm von Viertelstunde zu Viertelstunde zu. Mitleidig riethen ihm die Kameraden nach Hause zu gehn; er wollte dennoch bleiben, er wollte die Wiederkunft des Zierlichen abwarten, er strengte sich an zu arbeiten, die müde Hand sank mit dem schweren Hammer nieder. Endlich schlug die Mittagsstunde, der Fremde erschien nicht, die Arbeiter verließen die Werkstatt. — War der Fremde de Vrindts Gast

für den ganzen Tag? War heute vielleicht Verlobung? Mit Centnerschwere fiel dieser Gedanke auf sein Herz. Er war kaum im Stande, sich aufrecht zu halten; einer seiner Kameraden führte ihn hülfreich nach Hause zur Mutter, die erschrocken die jähen Fortschritte der Krankheit an dem Aussehen ihres Sohnes bemerkte.

Den zierlichen Gesellen hatte indessen de Vrindt aufs höflichste empfangen, und nicht ohne Verwunderung die Zeichen innerlicher Erschütterung und Schreckens an ihm bemerkt. Er befragte ihn darum, ob ihm etwas Unangenehmes zugestoßen wäre? De Bos war mit einer Erzählung bald fertig, wie die Schmiedegesellen sich übermüthig benommen und er die Wichte dafür mit dem Degen habe züchtigen wollen, wie sich aber Vorübergehende dreingelegt, und, seinen gerechten Unwillen beschwichtigend, ihn vermocht hätten, das gezückte Schwert einzustecken, und seinen Weg ruhig zu verfolgen. Da glaubte de Vrindt an einem der Schüler, der durchs Fenster den ganzen Hergang hatte sehen können, ein boßhaftes Lachen zu bemerken; auch war ihm de Bos Bläße und das merkliche Zittern seiner Hand nicht entgangen, und er hielt von dieser Geschichte, so viel er wollte. Indessen war er wieder an seine Staffeley ge-

gangen; de Bos ſtellte ſich neben ihn, und ergoß ſich in geblümten Redensarten über das, was er auf der Tafel vorgeſtellt ſah, dieſe Pracht der Farben, dieſen Reichthum und dieſe Genauigkeit in der Ausführung des Schmuckes jeder kleinſten Zier an Waffen und Geräthſchaften! — —

De Vrindt hörte eine Weile zu und mahlte kopfſchüttelnd fort. Endlich begann er etwas ungeduldig: Iſt euch denn das das Höchſte und Erſte, junger Herr? Ich dächte doch, der Geiſt und Sinn des Ganzen, die menſchliche Geſtalt, ihre Verhältniſſe und ihr Ausdruck ſeyen auch etwas werth?

Unbezweifelt, unterbrach Jener einlenkend: — Allerdings, Meiſter de Vrindt, und ich bin von der Richtigkeit eurer Zeichnung, wie von der Zuſammenſtellung eurer Geſtalten entzückt; aber mir müßt ihr es nicht verdenken, wenn gerade dieſer Schmuck, das Liebliche und Zarte, das Tiefe und Sinnige, was hier unter ſcheinbar außerweſentlicher Zufälligkeit verborgen liegt, und doch das Herz ſo innig und gleichſam unbewußt bewegt, mir ſehr wichtig ſcheint.

Ach, was wollt ihr mit dem Allen? rief de Vrindt: Ich verſtehe euch nicht recht, und ich zweifle, ob ihr euch ſelbſt verſteht!

De Bos ſchwieg einen Augenblick. — Er war empfindlich geworden, und mochte doch dem Vater ſeiner Angebeteten nicht gern etwas Bitteres ſagen. So faßte er ſich und begann endlich: Ich bin ein Blumenmahler, ihr wißt es, es ſind dieſe unſchuldigen Weſen, dieſe Kinder der Natur, bey denen keine Kunſt, keine Schule, kein Lebensverhältniß etwas an ihren angebornen Eigenſchaften verändert oder umgeſtimmt hat — welche in der bewußtloſen Schönheit und Wahrheit ihres anerſchaffenen Weſens zu meinem Herzen ſprechen, und mir manchen geheimen Sinn, der in ihnen und der Welt liegt, zu deuten ſcheinen. Sie in all ihrem Reize, ihrer Fülle, Farbenpracht, Weichheit und Unſchuld wiederzugeben, iſt mein höchſtes Beſtreben, mein ehrenvoller Zweck; ihn achte ich ſo hoch, als nur je ein Künſtler das Ziel ſeines Strebens achten kann. Ich begehre nicht den hohen Werth der Kunſtgebilde anderer Meiſter zu tadeln; auch die Menſchengeſtalt iſt etwas Hohes und Schönes: aber wie ſelten kommen wir dazu, ſie in ihrer urſprünglichen Schönheit und Würde, unentſtellt durch Landestracht, Leidenſchaft, Angewöhnung u. ſ. w. zu erblicken? Wo hingegen meine Blumen —.

Ja, ja! entgegnete de Vrindt: — Die Blu-

men sind wohl hübsch an sich, und ihr versteht es, sie täuschend wahr darzustellen. — Habe ich mich doch selbst ein Paarmahl auf der Versuchung ertappt, einen Käfer oder Schmetterling von den Rosen, worauf ihr sie hingemahlt, wegscheuchen zu wollen!

De Bos lächelte beyfällig: — Ihr seyd zu gütig. Es ist wahr, mir gelingt es zuweilen, diese kleinen Thierchen ziemlich wahr darzustellen; aber ich habe mir es auch Mühe genug kosten lassen, sie aufs Genaueste abzucontrefeyen, und ich weiß, was ich hierin geleistet. Nun kann ich aber auch auftreten und sagen: Nehmt eine scharfe Brille, ein Vergrößerungsglas, wenn ihr wollt, untersucht meine Insekten, die Dornen, die Staubfäden, die Blätterrippen u. s. w. an meinen Blumen, und ich fordere euch auf, ob ihr nur auch ein haargroßes Theilchen entdecken könnt, in welchem sie nicht das treueste Abbild der Natur wären!

Wenn ihr euern Stolz hierein setzt, erwiederte der Alte, indem er fortfuhr zu mahlen, so habt ihr wirklich das Höchste erreicht. Nur kann ich nicht mit euch einstimmen, und halte die menschliche Gestalt, die Affekte, welche sich in ihr ausdrücken, das Sprechende in Zügen und

Geberden, wodurch dem, der das Bild ansieht, klar wird, was der Meister wollte, und die beabsichtigten Empfindungen in ihm erweckt werden, für den edelsten Vorwurf unserer Kunst.

„Dennoch, versetzte der Andere, haben große Meister nicht verschmäht, auf Blumen, Schmuck und zufällige Zierrathen vielen Fleiß zu verwenden, und dadurch bewiesen, daß sie auf diese scheinbaren Nebendinge keinen geringen Werth legen. Erlaubt mir, einen großen Gewährsmann für mich anzuführen — van Eyk! — Ach, ich sehe, euer Auge strahlt bey dem Klange dieses Nahmens, so wie mir in der innersten Tiefe meines Herzens eine Saite aufzuglühen scheint.

Zur Sache, lieber Meister! unterbrach ihn der Arndt.

„Ihr kennt van Eyks Tafeln. Habt ihr nicht selbst den Reichthum, die Pracht und Fülle der Edelgesteine, der Blumen, der mannigfachen Zier bewundert, die dieser göttliche Meister gleichsam unbewußt wie eine strahlende Glorie um die Gestalten verbreitet, welche seine Einbildungskraft geboren, und sein Pinsel uns dargestellt hat? Scheinen nicht seine Edelsteine zu ihren Füßen in Blumen aufzugehn, und seine Blumen sich zu

Edelsteinen und Zierrathen an Gewändern und Geräthen verhärtet zu haben?«

»»Ach, ich bitte euch, schweigt mit dem tollen Zeug, Meister de Vos! Wenn die Edelsteine, Blumen und Schnörkel an van Eyks Tafeln für euch den meisten Werth haben, dann, meine ich, habt ihr den großen Meister und sein Gemüth noch nicht begriffen. — Aber wie ists? Ihr wolltet mir ja einen Brief von eurem Herrn Vater aus Herzogenbusch bringen?««

Hier ist er, erwiederte der junge Mensch eilfertig, indem er die Rolle, mit Seidenfäden gebunden, anmuthig aus dem Busen zog: Schon bey meinem Eintritte sollte er das Erste seyn, wovon ich euch zu sprechen mir vorgenommen hatte; aber der Auftritt mit den groben Schmiedegesellen da gegenüber hatte meine Geister in Unordnung gebracht, und späterhin hielt eure Arbeit an der Staffeley und unser Gespräch über so anziehende Gegenstände meine Sinne gefesselt.

De Vrindt schlug den Brief auseinander, und sah flüchtig auf die ersten Zeilen: — Euer Herr Vater scheint mit euren Absichten wohl zufrieden —

»Er schätzet sichs zur größten Ehre, so wie ich keineswegs zweifeln kann, das Glück meines Le-

Euch in dieser Verbindung zu finden. Die Schönheit und die zierliche Anmuth eurer Jungfrau Tochter, welche mein Herz bezaubert haben, dann die Aussicht auf eure Güte und Anleitung, welche mir auf dem Wege meiner Kunst fortheilfen sollen, alles dieß, was ich meinem Herrn Vater zu melden nicht versäumt habe, konnte nicht anders als den Wunsch, welchen er längst genährt, noch bestimmter anregen, ein Band, von dem das Glück seines einzigen Sohnes abhängt, je eher, je lieber geschlossen zu sehn; und er trägt mir in einem beygeschlossenen Zettel noch eigends auf, in Rücksicht der Bedingungen, des Witwengehaltes, Heirathsgutes und aller solcher Nebenumstände ganz dem Drange meines liebenden Herzens und eurem väterlichen Ausspruche unbedingt zu folgen."

De Vrindt hatte während dieser langen Rede den Brief des alten Handelsherrn durchlesen, und sein Inhalt schien ihm eben so annehmbar als verständig. So wäre nun, hob er an, Alles so ziemlich in Ordnung, und ich denke, Margarethe wird auch wohl zufrieden seyn. Wie steht ihr mit ihr, Meister Johann, und habt ihr sie heute schon gesprochen?

Mit nichten, antwortete der Mahler, und ich muß aufrichtig gestehn, das Benehmen eurer Jung-

frau Tochter iſt noch nicht ganz ſo, wie ich es wünſchte und hoffte. Nicht als ob ich im Ernſte fürchten müßte, ihr zu mißfallen; Gottlob! — ich kann ohne Prahlerey ſagen, daß ich beym Frauengeſchlecht ſonſt nicht unglücklich geweſen, und daß ich nichts weniger als verzweifle, auch den — Schein von Sprödigkeit oder Gleichgültigkeit, den euer holdes Töchterlein gefliſſentlich annimmt, wenn ſie mit mir ſpricht, am Strahle meiner Liebe und meines Eifers, ihr zu dienen, ſchmelzen zu ſehen. Bis jetzt aber — die Wahrheit zu ſagen — kommt ſie mir nicht auf die Weiſe entgegen, die ich von jeher zu finden gewohnt bin, und die ich wahrlich in meinen Umſtänden wohl von einem jungen Mädchen, für das ich mich erkläre, fordern zu können glaube.

De Vrindt ſchwieg, und ſchüttelte wieder ein wenig mit dem Haupte; aber de Bos nahm keine Notiz davon, und fuhr fort, unter dem Scheine der Beſcheidenheit ſeine Verdienſte herauszuſtreichen, und ſeine Verwunderung zu äußern, daß er ſo vielen Widerſtand bey Margarethen finde, und was ſie denn am Ende mit dieſer Verſtellung wolle?

Sorgt nicht! unterbrach endlich de Vrindt ſeine Klagen: Ich werde befehlen, und Marga-

rechte wird gehorchen. Es iſt nicht Sitte bey uns, daß die Töchter in ſolchen Dingen einen Willen haben. Ihnen fehlt es an Erfahrung, wie an Beurtheilung überhaupt; auch wollte ich ihr nicht rathen, ſich eine wirkliche Widerſetzlichkeit gegen meine Befehle erlauben zu wollen. Euch aber, junger Herr, möchte ich auf eurer Seite auch empfehlen, mit etwas weniger Zuverſichtlichkeit zu Werke zu gehn, und lieber bedacht zu ſeyn, wie ihr euch dem Mädchen gefällig machen wollt; denn Strenge, ja, eigentliche Strenge möchte ich gegen mein einziges und ſonſt frommes Kind nicht gern brauchen müſſen.

De Bos verbeugte ſich lächelnd: Ich werde mir euren Rath, wertheſter Herr Vater, — denn ich erlaube mir, euch, in Hoffnung, alſo zu nennen — zu Nutze machen, und es müßte wunderlich zugehn, wenn es mir gerade hier mißglücken ſollte.

Während dieſer letzten Worte hatte de Vrindt die Palette und den Mahlerſtock, die er, um den Brief leſen zu können, vorher hatte ſinken laſſen, wieder erhoben, und ſetzte ſeine Arbeit fort. Der junge Mann aber, nachdem er noch eine Weile zugeſehen, allerley geſchwatzt, und vergebens gewartet hatte, daß der Vater Margarethen würde rufen laſſen, empfahl ſich endlich, wußte

aber beym Hinausgehn die Magd zu bewegen, daß sie, ihn durch den Hof und kleinen Garten führend, die Hinterthüre in die rückwärts gelegene Straße öffnete; denn er hatte nicht Lust, an der Schmiede vorbey zu gehn.

Margarethe erfuhr das, und sie war Zeugin jenes Auftrittes mit Quintin gewesen. — Es diente nicht dazu, diesem in ihrer Meinung zu schaden, so wie de Bos, der nie etwas bey ihr gegolten hatte, jetzt noch tiefer gesunken war. Überhaupt war mit Margarethens Stimmung seit einiger Zeit eine Veränderung vorgegangen, deren sie sich vielleicht selbst kaum bewußt war, oder die sie sich nicht gestehen wollte, und mit einer inneren Unruhe, die sie vergebens vor sich selbst zu verbergen oder anderwärtig zu erklären versuchte, erwartete sie den nächsten Morgen und die Viertelstunde, in welcher sie des Vaters Werkstube aufzuräumen gewohnt war.

Aber da war kein Quintin zu sehen und eben so nicht den folgenden dritten, vierten, endlich den achten Tag! Eine heftige Angst bemeisterte sich Margarethens, sie legte sich auf Kundschaft, sie gab der Base den Auftrag zu forschen, und erfuhr zuletzt, daß der hübsche Schmiedegeselle gefährlich darnieder liege, von aller Hül-

se, von jeder Erleichterung seines Zustandes entblößt, daß er nicht allein durch die Schmerzen der gegenwärtigen Krankheit, sondern auch durch die Sorge für die Zukunft seiner verlassenen Mutter leide, indem, wenn auch sein Körper diesem Sturme zu widerstehen vermöchte, er denn doch lange Zeit außer Stande seyn würde, sein mühevolles Handwerk zu treiben, und sich und seiner Mutter Brot zu verschaffen.

Margarethe konnte den Bericht der Base nicht ohne die tiefste Rührung anhören, die sich bald durch heiße Thränen kund gab. Auch die Base war sehr bewegt, und die guten Frauenseelen gingen nun miteinander zu Rathe, wie wohl dem Unglücklichen und seiner Mutter zu helfen, oder ihnen doch eine Erleichterung zu schaffen seyn möchte. Geradezu ihnen Geld zu schicken wäre das Leichteste und Einfachste gewesen; aber dazu konnte Margarethe sich nicht entschließen, obwohl die Base nicht begriff, was sie denn für Gründe haben könnte, mit diesen armen Leuten so viel Umstände zu machen. Endlich ward beschlossen, durch eine treue, bejahrte Frau, Brigitte genannt, welche in der Nähe wohnte, und längst zu allerley kleinen Ausrichtungen im de Brindt'schen Hause gebraucht worden war, täglich einige gesunde und

einfache Speisen hinzusenden, wobey der Alten gebothen wurde, durchaus nicht zu sagen, wer sie schicke, und sich unter der Hand zu erkundigen, was der Mutter etwa in ihrem Haushalt am dringendsten nöthig seyn möchte.

Frau Brigitte versprach alles aufs genauste zu vollziehen, und wirklich hätte Margarethe ihren künstlichen Auftrag in keine geschicktere Hand geben können. Schon am Abend desselben Tages hatte Brigitte ausgekundschaftet, wo Meffis Mutter wohnte, und trat, mit einem Deckelkorbe am Arm, der Margarethens milde Spende enthielt, den Weg nach der entlegenen Hütte an, in welcher der Schmiedegeselle mit seiner alten Mutter in Kummer und Leiden lebte.

Das Bild der bittersten Armuth stellte sich ihr dar, wie sie in die Stube trat, und dennoch bey dem gänzlichen Mangel an jeder Bequemlichkeit die äußerste Reinlichkeit. Die Mutter erstaunte über den unbekannten Besuch; aber ihr Staunen ging in Freude und dankbare Rührung über, als Frau Brigitte die Ursache ihrer Hierherkunft erklärte, ihren Korb lüftete und versicherte, daß sie nun jeden Tag mit gleicher Spende erscheinen würde, und der Kranke auch sonst noch auf die Unterstützung seines unbekannten Wohl-

thäters rechnen dürfe. Die gute Matrone wußte ſich vor Freude und Dankbarkeit nicht zu faſſen, bedauerte nur, daß ihr Sohn zu ſchwach, zu ſehr von Fieber und Betäubung befangen ſey, als daß ſie ihm ſein Glück hätte bekannt machen können, dankte mit Thränen der dienſtfertigen Bothinn und noch mehr dem hülfreichen Unbekannten, und erzählte in der Freude ihres Herzens alles, was Brigitte ihr von ihrem Sohne, von den Ereigniſſen der letzten Tage, von ſeiner Schwermuth u. ſ. w. abzufragen nöthig fand.

Reich mit Nachrichten und Hindeutungen beladen, aus welchen Margarethens Herz ſich nehmen und auslegen konnte, was es wollte, erſchien Frau Brigitte nun den folgenden Tag in de Vrindts Hauſe, um die Speiſen für den Kranken abzuhohlen, und Margarethe ſog mit innerer Freude die Kunden ein, welche ihrer Phantaſie ein weites Feld eröffneten, um ſich mit Wohlgefallen darauf zu ergehen.

Bey ihren folgenden Beſuchen in Meſſis Hütte erkannte Frau Brigitte bald, woran es hier eigentlich gebrochen hatte und noch gebrach. Es fehlte faſt an Allem, was einem Kranken zur Pflege und Herſtellung nöthig war, vorzüglich an einem Arzte, und obwohl die geſunden und wohl zu-

gerichteten Speisen (so oft es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, hatte sie Margarethe selbst bereitet) Vieles zur Heilung und Wiedererlangung der Kräfte bey Quintin beytragen, so war es doch ohne ärztliche Hülfe und ohne so manche andere Erleichterungen und Stärkungen, wovon hier bisher keine Rede seyn konnte, nicht möglich, daß der Kranke wirklich und dauernd genesen könne. Sie erklärte das den beyden Frauen im de Brindt'schen Hause; denn Margarethe hatte klüglich die Base in ihre Angelegenheit zu verflechten, ja dieser den Anschein der Hauptperson zu geben gewußt, und es ward beschlossen, daß Frau Brigitte ihren Arzt unter hinreichenden Versprechungen bewegen sollte, den Kranken zu besuchen; die Base aber und Margarethe waren geschäftig, allerley Kleinigkeiten an Wäsche, Geräthschaft u. s. w. zu bereiten, womit Brigitte dem Mangel an solchen Dingen in der Witwe Hause steuern sollte. Alles wurde nun für die Witwe gethan, und des Sohnes nur beyher erwähnt; Frau Brigitte hätte aber nicht so klug seyn müssen, wie sie wirklich war, um hier nicht klar zu sehen, und sich Margarethens Zutrauen und Neigung immer mehr zu verdienen, indem sie in die Berichte, welche sie der Base abstattete, so viel

als nöthig war, von des armen Kranken Schwermuth, dem Ausspruche des Arztes, daß hier eine Gemüthskrankheit zum Grunde liegen müsse, und von dem Lobe einfließen ließ, welches die Mutter, der Arzt und alle Nachbarn dem braven Jünglinge gaben.

Die Witwe Messis und ihr kranker Sohn waren nun das gewöhnliche Gespräch der beyden Jungfrauen, wenn sie in den langen Winterabenden beysammen saßen, und wenn bey Margarethen ein lebhafteres Gefühl sich unter der Maske bloßer Menschenliebe verbergen mußte, so fühlte doch auch die Base ihr einförmiges Leben durch diesen Zwischenfall angenehm bewegt, und die Rücksicht, daß der Gegenstand ihres Mitleids ein hübscher, wohlgesitteter Jüngling war, legte bey der alternden Jungfrau ein kleines Gewicht in die Schale ihres guten Willens.

Quintin aber fing an unter der Aufsicht des Arztes, bey gehörigen Mitteln und guter Kost, sich zu erhohlen. Schwere Arbeit, Kummer und Noth, waren die eigentlichen Ursachen seines Übels gewesen, und wenn es auch dem Arzte nicht möglich war, die eigentliche Quelle seiner Leiden zu heben, so war doch durch Pflege und zweckmäßige Behandlung so viel geschehn, daß Quintin nach ei-

nigen Wochen im Stande war, das Bette zu verlaſſen, neben ſeiner Mutter aufzuſitzen, und beym kleinen aber ſchmackhaften Mahle den unbekannten Wohlthäter zu ſegnen, deſſen Güte ſie nun ſchon ſo lange Zeit dieſe Nahrung, den Beſuch des Arztes, und ſo manche andere Hülfe dankten. Vergebens hatte die Witwe bisher geſtrebt, zu erfahren, wer es ſey, der ſich ihrer ſo großmüthig annehme, vergebens hatte ſie die kluge Unterhändlerinn auszuforſchen geſucht, war ihr nachgeſchlichen, hatte ſich bey den Nachbarn erkundigt; Frau Brigitte war zu ſchlau, um ſich bloß zu geben, oder die Alte auch nur auf eine Spur gerathen zu laſſen. — Aber gegen Quintin ſelbſt glaubte ſie dieſer ſtrengen Vorſicht nicht ſo benöthigt zu ſeyn; ja es kam ihr vor, als würde ſelbſt Margarethe nicht ſehr zürnen, wenn ſie einen Strahl der Möglichkeit, daß die geheime Urſache ſeiner Leiden, und die hülfreiche Seele, die ſich ſeiner ſo ſchonend und edel annahm, vielleicht Ein und daſſelbe Weſen ſeyn könnten, in des Jünglings Herz fallen ließ, doch immer ſo, daß nur Er die geheimen Winke verſtehe, der Mutter aber Alles ein tiefes Geheimniß bleiben mußte.

Wie war Quintin zu Muthe, als zuerſt dieſe entzückende Ahnung in ihm rege wurde, und nun

allerley Umstände, auf die er sich nach und nach besann, sie immer klarer und glaubhafter entwickelten! Hatte sie doch gewiß seine wahnsinnige Liebe zu ihr bemerkt, sie gütig geduldet, ihm nicht darob gezürnt, und wohl am ersten aus ihrem Fenster sein längeres Wegbleiben aus der Werkstatt, die Ursache desselben und seine traurige Lage erfahren können! Tag und Nacht beschäftigte ihn die begeisternde Möglichkeit, aber wohl zehnmahl in einem Tage wechselte Furcht und Hoffnung, Glauben und Unglauben in seiner heftig bewegten Seele, je nachdem irgend ein günstiger oder ungünstiger Umstand heller vor seinen Geist trat, und ihm seine kühne Muthmaßung wahrscheinlicher oder phantastischer vorkam. Doch wirkte auch selbst dieser schwankende Glaube mächtig auf sein Inneres, und dadurch auf seine Gesundheit. Seine Kräfte erhohlten sich, er konnte den ganzen Tag aufbleiben, sein Geist fing an wieder thätig zu werden, an Dingen außer ihm Theil zu nehmen, und nach und nach zu einer klarern Ansicht seiner Lage zu kommen.

Aber so wie diese sich allmählig ausbildete, so hörte auch das beglückende Gefühl auf, das ihn anfänglich bey dem Gedanken durchströmt hatte, es sey Margarethe, der er seine Wiederkehr ins Le-

ben, und den freyen Gebrauch seines Geistes dankte. Es gab Augenblicke, wo er beynahe wünschte, es möchte nicht Margarethe seyn, von der er die geheime Unterstützung empfing; es drückte ihn, so tief unter dem Gegenstande seiner Liebe zu stehn, um von ihren Wohlthaten leben zu müssen, und er war mehr als einmahl geneigt, die Unterhändlerinn zu bitten, ihm entweder seinen unbekannten Gönner zu nennen, oder ihm ein für allemahl für jede fernere Unterstützung zu danken. Ein Blick auf seine Mutter, auf die bittere Armuth, die ihn überall umgab, und die Überzeugung, daß er mit seiner geschwundenen Kraft noch lange nicht an die Rückkehr zu seinem Handwerk denken, und der Mutter also kein Brot würde verschaffen können, kämpften jenen stolzeren Gedanken jedesmahl nieder, und erschwerten durch die Last des Kummers, unter welcher sich des Jünglings Seele nicht erheben konnte, seine gänzliche Herstellung. So schlich Woche an Woche vorüber, und seine einzige Erholung war es, wenn er mit Rothstein auf jedes Fleckchen Papier, das er sich zu verschaffen wußte, zeichnen, und so in rohen Versuchen dem Triebe, der gewaltig in ihm arbeitete, Luft schaffen konnte. Schon allerley hatte er auf diese Art mit mehr oder weniger Erfolg geleistet, als er es endlich wag-

te, auch das geliebte Bildniß fest halten zu wollen, das seit Langem seinem Geiste mit immer gleicher Lebendigkeit vorschwebte. Hundert Versuche wurden gemacht, keiner glückte nach Wunsch, und die Mutter schalt oft über diesen nichtigen Zeitverderb, wie sie es nannte, und meinte, wenn er sich bequemen möchte, ihr mit Baumwollenschlagen und Spinnen an die Hand zu gehn, es würde viel mehr dabey herauskommen, als bey diesen Kritzeleyen.

Aber Quintins sehnsüchtiger Fleiß ließ sich nicht irren, und endlich — endlich gelang es seinem heißen Streben. — Margarethens Züge lächelten ihn von dem Blatte an. Obwohl roh entworfen und mangelhaft ausgeführt, war doch die Ähnlichkeit so unverkennbar, daß die Mutter, wie ihr einst beym Aufräumen so ein Blatt in die Hände fiel, ausrief: J — je! das ist ja de Vrindts Margarethe? — Und das hast du gezeichnet, Quintin? — und dem Sohne durch diesen Ausruf zwar die Gewährleistung für seine Kunst, aber auch den Verdruß brachte, sich verrathen zu sehen. Es ward ihm indessen leicht, unter einem wahrscheinlichen Vorwande die Mutter, welche eher an alles, als an einen solchen Unverstand ihres sonst so klugen Sohnes glauben konnte, sich in ein Mädchen zu verlieben, das in jedem Betrachte un-

erreichbar für ihn war, über die wahre Urſache ſeines künſtleriſchen Verſuchs zu täuſchen. Doch nahm er ſich vor, künftig behutſamer zu ſeyn, und die vielen neuen Copien und Proben, die er in verſchiedenen Stellungen ausführte, dem Auge der Mutter zu entziehen.

So ſüß aber auch dieſe Beſchäftigung ſeiner einſamen Stunden war, und ſo tröſtend Kunſt und Liebe auf die Erheiterung ſeines Gemüthes wirkten, ſo fing er doch bald an einzuſehen, daß es ſo nicht lange mehr würde bleiben können, daß noch manche Woche vergehen würde, bis ſeine Kräfte, die ſehr langſam kamen, gänzlich erhohlt ſeyn, und ihm erlauben würden, ſein gewohntes Handwerk zu treiben, daß der unbekannte Wohlthäter endlich ſeiner langwierigen Spenden müde werden und der Augenblick der Noth gebiethend eintreten könnte. Aber wie ſchmerzlich ihn dieſe Betrachtung auch oft aus ſeinen ſchönen Träumen aufſtörte, wie ſehr ſie ihm jeden ſparſamen Genuß verbitterte, ſo wußte er doch mit allem Sinnen, Trachten und Streben nichts zu entdecken, was er ergreifen oder thun ſollte; denn gelernt hatte er auf der Welt nichts, als ſein Schmiedehandwerk, und dieß war er jetzt außer Stande auszuüben.

Während aller dieser Sorgen und Leiden war die lustige Fastnachtszeit für die Wohlhabenden und Glücklichen der reichen Stadt Antwerpen gekommen. Öffentliche und häusliche Lustbarkeiten, Schlittenfahrten, Eislaufen in wunderlichen Vermummungen und allegorischen Aufzügen, weltliche und geistliche Feyerlichkeiten wechselten mit einander ab, aber auch die Menschenliebe und manche stille Wohlthat fand da Raum für ihre Thätigkeit, und nicht selten waren jene Freuden und diese frommen Regungen enge mit einander verbunden, nach dem Geiste der damahligen Zeit, die in Schauspielen, Aufzügen und Kunstwerken so gern das kindliche Gefühl der Religiosität in seine Freuden und Genüsse mischte.

So war es unter anderm Brauch, daß die Schwachen und Armen, welche in den mannigfachen Hospitälern und Versorgungsanstalten erhalten wurden, die die reichen Einwohner dieser Stadt mit mildthätigem Sinne für ihre hülflosen Mitbürger gestiftet hatten, und freygebig unterhielten, in diesen Tagen allgemeiner Fröhlichkeit in langen Aufzügen durch die Straßen der Stadt gingen, bunt angezogene Puppen und andere phantastische Bilderey en mit sich trugen, vor den Häusern der wohlhabenden Bürger stille hielten, Gesänge absangen,

und den Kindern, welche ihnen Almosen reichten, allerley kleine heilige Bilder schenkten, die diese dann mit großer Freude ihren Ältern brachten. Hierzu war nun ein großer Vorrath solcher Bilderchen nothwendig, und ein Freund Quintins, der ihn in den Tagen seiner trüben Wiederherstellung öfters besucht hatte, und um seine dringende Noth wußte, gab ihm, als er eines Tages manchen nicht unglücklichen Versuch seines Freundes im Zeichnen sah, den Rath, solche Bilderchen, wie jene Prozessionen sie bedurften, leicht in Holz zu schneiden, und dann die Abdrücke anzumahlen, indem er ihm guten Absatz und Nutzen von dieser Arbeit verhieß.

Halb hoffend, halb ungläubig machte sich Quintin daran, den Rath seines Freundes, bey dem übrigens nichts zu wagen war, zu befolgen. Schon früher hatte er mit Holz, das er der Mutter vom Heerde genommen, mit alten Bretterchen, die in der Haushaltung vorfindig waren, Versuche zu Holzschneidereyen angestellt; nun sollte er, womit er auf's Ungefähr gespielt, im Ernste anwenden; und es gelang über alle Erwartung wohl. Zwar waren die ersten Versuche noch kaum brauchbar, aber es schien, als entwickele sich unter dem Arbeiten selbst ein immer höherer Geist in Quintin, als werde ihm jetzt recht klar, was er eigent-

ſich wollte und ſollte, als zeichneten ſich Geſtalten, Farben, Stellungen ſo treu und feſt vor dem Auge ſeiner Seele, daß er ſie nur aufs Papier oder Holz zu übertragen, und ſomit, was in ihm lebendig geworden war, auch äußerlich in die Erſcheinung treten laſſen dürfe. Der Freund erſtaunte, als er wieder kam, er nahm den kleinen Vorrath mit, den Quintin indeſſen gefertigt hatte; die Bildchen fanden reißenden Abſatz, und der Freund lohnte in einigen Tagen mit einer Summe Geldes, die er dafür gelöſet, wieder, welche Quintins kühnſte Erwartung überſtieg, und zum erſten Mahle den Strahl einer ungetrübten Freude in ſein Gemüth fallen ließ; denn nun war bey fortgeſetztem Fleiße nicht ſo bald an Noth für ihn und ſeine Mutter zu denken, und ſeinem innern Drange war ein Feld geöffnet, das ihm eine weite Ausſicht in viel heitrere Fernen darboth.

Er fuhr alſo in ſeiner Arbeit fort, und zuſehends gerieth jeder folgende Verſuch beſſer als die vorhergehenden. — Geſtalten und Gruppen drängten ſich in ſeinem Geiſte, eine Fülle von Gedanken ſtrömte ihm zu, mannigfache Zuſammenſtellungen, ſinnreiche Deutungen fielen ihm ein, Licht und Schatten, Gewänder und Faltenwurf ordneten und vertheilten ſich wie von ſelbſt unter ſeiner ſchaffenden

Hand, die Figuren traten klar hervor, Ebenmaß der Glieder ſtellte ſich ein, und der Freund konnte nicht genug bewundern, Quintin nicht genug arbeiten, und die Kinder nicht Geld genug von den Ältern erbitten, um die allerliebſten Bilderchen zu bezahlen, welche, wie nach und nach ruchbar wurde, ein armer Schmiedegeſelle in Holz geſchnitten und illuminirt hatte, der nie einen Unterricht im Zeichnen empfangen hatte.

Mangel und Kummer war nun nicht bloß für den gegenwärtigen Augenblick, ſondern für mehrere Zeit aus Quintins Hütte verbannt, und er genoß die einen guten Sohn ſo beglückende Beruhigung, ſeiner Mutter manchen lange entbehrten Genuß verſchaffen, manche drückende Sorge von ihrer Seele nehmen zu können. Aber ſo wie dieſer Erwerb im Gange war, verging es auch ſein Stolz nicht mehr, fremde Wohlthaten, und am wenigſten, wenn ſeine Vermuthung gegründet war, die ſeiner Geliebten anzunehmen. Daher als Frau Brigitte, welche ſeit einiger Zeit zwar nicht mehr täglich, aber doch öfter kam, wieder mit einer Spende erſchien, dankte er ihr recht herzlich für die Mühe, die ſie ſeinetwegen ſeit ſo vieler Zeit auf ſich genommen, gab ihr ein reichliches Bothenlohn, und bath ſie, auch der wohlthätigen Seele, die ſich ſeiner in

ſeiner höchſten Noth ſo gnädig erbarmt hat; den wärmſten Dank in ſeinem Nahmen zu bringen, ihr zu ſagen, daß das Andenken daran unauslöſchlich und heilig in ſeiner Bruſt leben werde, und daß er ſie flehentlich bitten laſſe, wenn er gleich ihrer Unterſtützung nicht mehr bedürfe, ihm ihre Huld und Theilnahme nicht zu entziehen.

Der Stolz, welcher ſich in der Zurückweiſung der ferneren Unterſtützung kund gab, die glühende Wärme, womit der Dank ausgeſprochen wurde, die räthſelhafte Stellung der Worte, welche zu verſtehen geben konnte, daß man die Geberinn errathen habe, ſelbſt das Geſchenk, das ihr in die Hand gedrückt worden war, und das man, in des Gebers Verhältniſſen, immer bedeutend machen konnte, alles das machte die gute Frau Brigitte einigermaßen beſtürzt, und ſie fand nicht ſogleich Worte, um Quintins Anrede zu erwiedern. Endlich aber ſchien es ihr das Beſte, gar nichts, weder von ihrer Verwunderung, noch von ihren Muthmaßungen zu äußern; ſie dankte bloß mit tiefen Knicks für ihr Geſchenk, verſicherte, daß es dem Hauſe, aus welchem ſie entſendet worden, leid ſeyn würde, nichts Weiteres für Herrn Meſſis thun zu können, und verſprach, von Zeit zu Zeit wieder zu kommen und nachzuſehen.

Wie sie fort, und nun um die nächste Straßenecke verschwunden war, fing es dem Jünglinge an weh zu thun, daß er sie weggeschickt; es schien ihm, als habe sich mit ihr sein guter Engel entfernt. Es war ein stilles aber süßes Band zwischen ihm und der, die er heimlich verehrte, gewesen; es gereute ihn fast sein stolzer Schritt. Auch die Mutter schalt, wie sie hörte, was er gethan, und meinte, so armen Leuten, wie sie, stünde es gar nicht zu, aufzupochen, und eine Wohlthat, die eben so herzlich gemeint, als schonend gegeben worden war, aus Übermuth, wegen ein Paar Pfenningen, die nun im Hause wären, und bald verzehrt seyn würden, auszuschlagen. Diese Reden gaben aber dem Sohne sein ganzes Selbstgefühl wieder, und wenn er gleich in der stets gewagten Voraussetzung, daß die Unterhändlerinn von Margarethen käme, den nächsten Zusammenhang mit ihr aufgehoben hatte, so mußte ihr Herz ihn verstehen, und darum nicht minder achten.

Frau Brigitte kam mit ihrem Auftrage zu Margarethen zurück, und erweckte ihr im ersten Augenblicke Unmuth, im zweyten, wie sie der Antwort des Jünglings nachdachte, fand sie so viel edlen Stolz, und, wenn er sie errathen hatte, so viel ehrfurchtsvolle Liebe gegen sie darin, daß sie

nicht aufhören konnte, die Frau um Alles zu befragen, und diese ihr jeden Blick und jede Gebehrde des Schmiedes beschreiben mußte, bis es dieser endlich ganz klar wurde, was sie schon früher öfters geahnet, daß nicht die Base, sondern Margarethe die Hauptperson bey diesem wohlthätigen Werke, und hinter der christlichen Liebe sich eine andere des schönen Mädchens zu dem hübschen Jünglinge verberge; denn hübsch hatte sie Quäntin jetzt, wo er im reinlichen Hausanzuge ging, und die feine Röthe der Gesundheit sich über seine jugendlichen Wangen zu verbreiten anfing, immer gedünkt. Solch ein Wink war für eine Frau, wie Brigitte, genug, um sich hier auch künftig freyen Raum für Unterhandlungen und eine Gelegenheit zu erhalten, wobey es mancherley zu verdienen geben konnte. Ihre Blicke schärften sich für Alles, was im de Brindt'schen Hause geschah, und so konnte es ihr nicht entgehen, daß der junge reiche Mahler ein Freyer, und vom Vater begünstigt sey, aber im Herzen der Tochter nicht allein keinen Fürsprecher, sondern an dem schönen Schmiedegesellen einen gefährlichen Nebenbuhler habe; das Alles dünkte der Frau eine günstige Constellation, und sie beschloß, Vortheil daraus zu ziehen.

Sie machte nun, sobald sich die Gelegenheit er-

gab, Margarethen mit der neuen künstlerischen Beschäftigung ihres Schützlings bekannt; und sobald in den nächsten Tagen eine solche Prozession der Armen und Schwachen durch ihre Straße zog, wußte sich Margarethe durch eine reiche Spende mehrere von Quintins Bildern zu verschaffen, die sie bald an dem in einer Ecke verschlungenen Q. M. erkannte, eiligst zu ihrem Vater trug, und ihm die ganze Geschichte von dem Schmiedsgesellen erzählte, den sie am vergangenen Pfingstfeste auf dem Schützenplatz getroffen, dessen schönes Brunnengitter der Vater wohl kenne, und der nun in der Noth, um seine Mutter und sich zu erhalten, sein angebornes und noch unbekanntes Talent auf diese Weise gezeigt habe. Wohlweislich verschwieg Margarethe den Antheil, welchen sie an seiner Unterstützung und Genesung genommen, und legte auch überhaupt Kälte und Ruhe genug in ihren Bericht, um den Vater zu täuschen. Weniger gelang es ihr mit de Bos, der eben jetzt eintrat, und dem heute das unverhoffte Glück zu Theil wurde, daß Margarethe nicht wie sonst gleich bey seinem Eintritte das Zimmer verließ. Sie wollte des Triumphs genießen, den Nebenbuhler unbewußt von ihm loben zu lassen. In dieser Absicht breitete sie die Bildchen vor ihm aus; aber sey

es, daß zu viel Eifer aus ihrem Benehmen sprach, sey es, daß er jenes Auftrittes an der Schmiede gedachte, und die Möglichkeit, daß der derbe Geselle, der ihn herausgefordert, vielleicht eben derselbe wäre, der es jetzt wagte, in seine Kunst zu pfuschen, sey es, daß sein Geschmack am Zierlichen und mühsam Vollendeten ihm diese kräftigen aber etwas rohen Entwürfe verleidete, genug, er verwarf sie als etwas ganz Ungeschicktes und Verfehltes, und als der Vater ihn mit billigem Sinne darauf aufmerksam machte, daß der arme Mensch gar keine Anleitung gehabt, daß er Alles aus sich selbst geschöpft, und daß man ihm Sinn für Composition und Anlage zur Kunst keineswegs absprechen könne, als Margarethe endlich, ein bißchen wärmer als sie gesollt, die wenn gleich rohe Kraft gegen die schwächliche Mühsamkeit in Schutz nahm, da stieg auch de Bos innerer Unmuth immer höher, er nannte alle diese Arbeiten Stümpereyen, und sprach ihrem Urheber alle Anlage zum künftigen Künstler rund ab. Hiermit hatte er nun sein Spiel bey Margarethen ganz verdorben, sie verließ das Zimmer unwillig, und der Gedanke, den sie längst unbestimmt in ihrem Herzen getragen, dem übermüthigen Gesellen, der doch keinen Sinn fürs Rechte, weder in der Liebe, noch in der

Kunst habe, nie ihre Hand zu geben, bildete sich von diesem Augenblicke zum festen Entschlusse aus. Ach, dachte sie, und sprach es halblaut aus, wie sie über den dunkeln langen Gang von des Vaters Zimmer in ihr Stübchen zurück kehrte: Ach! Ich wollte, de Bos wäre der Schmied, und Quintin ein Mahler!

Ein Geräusch, das sie vernahm, erschreckte sie, und machte ihr ihre Unbesonnenheit, die geheimen Gedanken laut ausgesprochen zu haben, fühlbar. Ängstlich sah sie sich um, ob sie Jemand belauscht habe, aber sie konnte nichts gewahren, und ging mit dem Vorsatze, nie wieder ihrer Zunge so unvorsichtiger Weise freyen Lauf zu lassen, in ihr Zimmer.

Aber jene Worte, welche Unwillen und geheime Neigung ihr entrissen, waren nicht ungehört geblieben, und ihre Furcht, behorcht zu seyn, nicht vergebens gewesen. Frau Brigitte, die sich allerley in de Brindts Hause zu schaffen gemacht, und nicht versäumt hatte, durch hingeworfene Worte und Bemerkungen das stille Feuer in Margarethens Brust heller anzufachen, hatte sich zufälliger Weise auf dem dunkeln Gange befunden, als Margarethe über denselben ging, sie hatte die Worte wohl verstanden, sich aber den nach-

forschenden Blicken des Mädchens zu entziehen gewußt, und sah nun mit Wohlgefallen ihre frühere Vermuthung zur Gewißheit bestätigt. Nun war sie darauf bedacht, die Sache ordentlich in Gang zu bringen, und sich beyden Partheyen nothwendig zu machen. Zu dem Ende ergriff sie die nächste Gelegenheit, Quintin zu besuchen, den sie zwar wieder etwas besser aussehend, als das letzte Mahl, aber noch stets in tiefe Schwermuth versenkt fand, die er vergebens in der Beschäftigung mit seinen Bilderchen zu verscheuchen strebte. Sie knüpfte ein Gespräch mit ihm darüber an, fragte um sein Befinden, und er antwortete ihr mit wenig Worten, daß er sich zwar kräftiger, aber noch lange nicht im Stande fühle, sein gewohntes Handwerk wieder vorzunehmen, daß dieses ihm jetzt schwerer und unerträglicher dünke, als je, und daß er, wohin er blicke, in seiner Zukunft nichts als Kummer und Plage sehe.

Es sollte mich doch wundern, nahm Frau Brigitte wieder das Wort, wenn ein so geschickter Mann wie ihr, Herr Messis, nicht auf irgend eine andere Art, als nur mit dieser groben unbehülflichen Arbeit, euch euer Brot solltet verdienen können. „Ich habe sonst nichts gelernt — mein Vater war ein Schmied.“ — Wohl! Ihr habt eigends

nichts gelernt, aber eure glückliche Natur hat euch zu so Manchem angeleitet. Seyd ihr doch ein Meister im Lautenspiele! Weiß man doch, wer das schöne Brunnengitter verfertigt hat! Und haben nicht eure Heiligenbilderchen ganz Antwerpen in Erstaunen gesetzt?

Ach schweigt! sagte Quintin mißmuthig.

Gewiß, antwortete die Frau: So habe ich in meine Ohren gehört, daß der alte de Vrindt — und auf dessen Urtheil ist doch zu gehn — eure Bilder für eine tüchtige Arbeit, die viel verspricht, erklärt hat.

De Vrindt, sagt ihr? fuhr Quintin auf, und eine Purpurgluth ergoß sich über seine Züge.

Ja, der alte Vrindt. Seine Tochter, Jungfrau Margarethe, hat ihm vor einigen Tagen eure Bilderchen gezeigt. Sie lief gleich, wie sie sie von den Hospitälern bekommen hatte, in größter Hast zum Vater damit hinüber.

Quintins Brust flog — aber seine Augen starrten düster zur Erde. — Weiter, weiter! sagte er, als Frau Brigitte eine Weile inne hielt.

„Je nun, weiter weiß ich nichts, als daß der Vater eure Arbeit gelobt, und die Tochter deßwe-

gen mit ihrem Bräutigam, oder was er ist, Streit gehabt hat.

Mit dem Meister de Bos? wegen meiner Bilder?

Oder wegen euch! Was weiß ich! Ich hörte sie lebhaft im Zimmer streiten, und sah sie ganz erhitzt dasselbe verlassen; und wie sie über den Gang ging — sie bemerkte mich nicht, denn ich stand hinter dem großen Schranke neben der Treppenthüre, und der Gang ist dunkel — da hörte ich sie sagen: Ach, ich wollte, de Bos wäre der Schmied, und Quintin ein Mahler!

Der Jüngling sprang auf: Das hat sie gesagt? und seine Wangen glühten, sein Auge sprühte Funken: Ich sollte ein Mahler seyn? Frau Brigitte! Ich, ein Mahler? — Ja! ich will, ich will es, und Gott wird mir Gnade geben. Er war außer sich, er sprang an den kleinen Wandschrank, nahm Alles heraus, was für den Augenblick an Baarschaft darin befindlich war, und drückte es der Freudenbothinn in die Hand. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Margarethe hatte sich über ihn geäußert, sie hatte den Wunsch ausgesprochen, der allein die Bedingung zu einer künftig möglichen Verbindung seyn konnte! — — Die kluge Unterhändlerinn entfernte sich sehr dank-

bar, und ſehr entſchloſſen, dem jungen Paare aufs Beſte zu dienen, und Quintin im Rauſche ſeiner Freude dachte an Nichts, als wie er den Vorſatz, den Margarethens Wort gleich einem leuchtenden Funken aus ſeiner Seele geſchlagen hatte, aufs kräftigſte und ſchnellſte in Ausübung ſetzen könnte.

Ja, er wollte ein Mahler werden! Das war es, was ſeit langem dunkel und ſchmerzlich in ſeiner Seele gelegen hatte. Jetzt war es klar geworden, er war ſeiner ſelbſt gewiß, er wußte, was er wollte, und nichts, oder nur wenig kümmerten ihn die Hinderniſſe, welche ſich einer ſolchen Unternehmung entgegen ſetzen konnten, nicht ſeine Armuth, nicht ſein niedriges Geſchick, nicht der Mangel an Anleitung und Unterſtützung. Er wollte ein Mahler werden! Margarethe hatte es ausgeſprochen, er ſelbſt es längſt gefühlt. Von jetzt an hatte er nur dieſen Gedanken, und ſah nur dieß Ziel vor ſich.

Mit raſtlos angeſtrengtem Fleiſſe arbeitete er nun an ſeinen Bilderchen, die Liebe, die Begeiſterung der Hoffnung führte ſeine Hand, ſie gelangen über alle Erwartung, und wurden ſo gut bezahlt, ja von einigen kunſtliebenden Freunden eigends beſtellt, daß es kein vermeſſenes Erwarten

für Quintin war, wenn er aus diesem Erwerbe sich eine hübsche Summe zu verschaffen dachte, womit er für einige Zeit sich und seine Mutter erhalten, und die zu seiner Ausbildung nöthigen Reisen und Vorarbeiten zu bestreiten Willens war. Aber jetzt, als er auf dem Puncte stand, seine Vaterstadt zu verlassen, und sich für eine lange Zeit aus Margarethens Nähe zu verbannen, überlegte er erst, welche Gebirge von Hindernissen, welche Möglichkeiten, ja welche Wahrscheinlichkeiten des Mißlingens zwischen dem gegenwärtigen Augenblick, und dem Ziele seiner Wünsche lagen. Wenn es ihm auch gelang, sich in seiner Kunst, wie er wünschte, zu vervollkommnen, wie manches Jahr mußte darüber hingehen! Und wenn er dann wieder zurück kam, konnte er hoffen, Margarethen noch frey wie jetzt, und noch gesinnt wie jetzt, zu finden?

Er wollte sich ihr entdecken, noch vor seiner Abreise mit ihr sprechen, ihr gestehen, wie glühend er sie liebe, welchen Entschluß ihr Wort in ihm geweckt, er wollte ihr ewige Treue schwören, ihren Schwur dagegen nehmen. —

Und war das redlich gehandelt? — Durfte er bey so ungewissen Aussichten über die Zukunft dieses Mädchens entscheiden, und sie zu einem Ent-

ſchlüſſe beſtimmen wollen, den ſie hinterher bereuen, den ſie vielleicht nur gegen ihres Vaters Willen, oder ihre eigenen ſpätern Anſichten würde behaupten können?

Nein, er wollte nicht mit ihr reden; ſchweigend wollte er ſich entfernen, und nur durch Brigitten ſollte ſie erfahren, was aus ihm geworden war, das Übrige errathen, und thun, was ihr Herz ſie hieß.

Dieß war der Entſchluß, den er nach längerem Hin- und Herſchwanken faßte, und nun ſuchte er ſelbſt Brigitten auf, entdeckte ihr ſeinen unerſchütterlichen Vorſatz, und nannte den nahen Tag ſeiner Abreiſe. Die Frau erſchrack. Sie erinnerte ſich wohl jener Worte, die ſie vor einiger Zeit zu ihm geſagt, und was er geantwortet; aber ſie hatte das, wie die Reden der Verliebten überhaupt, als einen Schaum betrachtet, den die Einbildungskraft auftreibt, und der weſenlos zerrinnt. Nun ſtand es feſt und unwiderruflich vor ihr, und kam ihr ganz unglaublich und rieſenhaft vor. Daher beſtrebte ſie ſich, als ſie überzeugt war, daß es dem Schmiedegeſellen Ernſt war, ein Mahler zu werden, ihm dieſes Vorhaben als etwas Thörichtes, deſſen phantaſtiſcher Grund ihr ſehr wohl bekannt war, auszureden; aber ſie be-

ſtrebte ſich vergebens, und fand Quintin ſo frey von jeder übertriebenen Hoffnung, ſo klar mit den Beſchwerden bekannt, denen er entgegen ging, aber auch ſo ruhig entſchloſſen, ſie alle zu überwinden, daß ſie ſich endlich ergab, und ihm den Segen des Himmels zu ſeiner Reiſe wünſchte. Aber nun eilte ſie auch ſogleich zu Margarethen, und theilte ihr dieſe Neuigkeit mit. Erſtaunen, Freude, Bewunderung und Schmerz zuckten abwechſelnd durch des Mädchens Seele; eine Weile ſchwieg ſie ganz, dann ſagte ſie: Er geht, und es iſt kein Zweifel, daß ich ihn fortgetrieben. Wer weiß, wie es ihm ergehet, ob ich ihn je wieder ſehen werde! Ich will doch Abſchied von ihm nehmen. Ich habe ihn in meinem Leben nicht geſprochen. — Brigitte ſah ſie verwundernd an. Ja, ja, erwiederte Margarethe: Morgen gehe ich in die Frauenkirche zur Frühmeſſe; ſag' ihm das, und bring ihn mit dir, oder — beſtelle ihn lieber, und begleite mich!

Dieſe Worte vermehrten Brigittens Erſtaunen. Sie hatte gemeint, eine verliebte Zuſammenkunft veranſtalten zu ſollen, und es war bloß auf einen feyerlichen Abſchied abgeſehen. Indeſſen ſagte ſie das Verlangte zu, und ging, Quintin die unerwartete Freudenbothſchaft zu bringen. Er

bedurfte eine Weile, bis er sein Glück begriff; denn lange Zeit meinte er, Frau Brigitte treibe ihren Scherz mit ihm, und es fing schon an, ihn zu kränken. Aber als sie es ihm so oft und so ernst wiederhohlte, und ihm den Ort und die Stunde nannte, wo er sich an der Frauenkirche einfinden sollte, da konnte er nicht länger zweifeln, und der Gedanke, Margarethen sehen, mit ihr sprechen zu dürfen, auf ihr Geheiß zu ihr gerufen zu seyn, stürzte ihn in ein Meer von Entzücken, aus dem er sich den Abend und die ganze Nacht nicht erhohlen konnte.

Der nächste Morgen hatte kaum gegraut, als er schon in den Kleidern und auf der Straße war, wohin ihn Frau Brigitte beschieden. Er mußte lange warten, denn die Ungeduld seiner Liebe hatte der Zeit vorgegriffen, und die benannte Stunde war noch lange nicht gekommen. Unterdessen fingen die Straßen an, sich zu beleben, Bauersleute mit Lebensmitteln kamen herein, Läden gingen auf, Hausthüren knarrten, Kaufleute und Handwerker öffneten ihre Buden, Herren, Frauen und Mägde schritten über den Markt, und feilschten und kauften, was das Haus bedurfte; aber noch immer war für Quintin der Stern, nach dem er spähte, nicht aufgegangen. Jetzt erklang

vom ausgebauten Thurme der Frauenkirche die Glocke, welche zur Messe rief, und gleich darauf erblickte Quintin am untern Ende des Platzes, wo die Seitenstraße sich gegen denselben öffnet, eine zierliche Frauengestalt im schwarzen Gewande, das Haupt mit einem schneeweißen Schleyer umwunden, welcher die Stirn und das Kinn verhüllte, und nur die Augen und die schöngeformte Nase sichtbar werden ließ. Um die Hüften war dieß Gewand mit einem goldenen Gürtel zugebunden, dessen eines Ende vorn herabhing, und an dessen Seite ein Rosenkranz von Bernstein befestigt war. Trotz der Verhüllung erkannte Quintin diejenige, deren Bild ihm im Wachen und im Traume vorschwebte; hinter ihr kam Frau Brigitte, ebenfalls schwarz gekleidet, aber in einen Schleyer von dunkelgelber Farbe gewickelt, einher, und nun war der Augenblick da, wo Quintin sie sprechen sollte. Er hatte den Klang ihrer Stimme kaum einmahl beym Scheibenschießen vernommen, und zitterte bey dem Gedanken an das, was er ihr nun sagen sollte und wollte. Aber er wagte es nicht, ihr entgegen zu treten, bescheiden blieb er in einer der Nischen am Fuße des unausgebauten Thurmes stehen; da mußte sie vorüber, um in die Vorhalle, und von da in die

Kirche zu gelangen. Auch sie hatte ihn von weitem erblickt, und nicht umsonst war das verhüllende Tuch um das jugendliche Angesicht gelegt worden; denn es verbarg jetzt die glühende Röthe, welche ihre Wangen überzog. Auch sie war ängstlich, und hatte halb und halb den raschen Schritt bereut; doch war jetzt nichts mehr zu thun, und so ging sie gefaßter auf die Kirche zu.

Quintin trat hervor, und vermochte kaum sie mit ehrfurchtsvoller Verneigung zu begrüßen. Auch sie stand verlegen; aber Frau Brigitte, welcher ihre Erfahrung den Schlüssel zu dem Betragen der jungen Leute gab, sah, woran es Beyden gebrach, und leitete, indem sie Margarethen ihren Schützling vorstellte, das Gespräch auf eine schickliche Weise ein. Ich höre, begann nun Margarethe, und ihre Stimme stahl sich wie Flötentöne durch den Schleyer, welchen die sanftgeöffneten Lippen leise bewegten, in seine Seele: Ich höre, ihr denkt uns zu verlassen, und euch der Mahlerkunst zu widmen. Mein Vater billigt dieß Unternehmen sehr, und wird sich geneigt finden, euch Empfehlungsschreiben an seine Freunde und Meister in der Kunst in den burgundischen Städten mitzugeben, welche euch von wesentlichem Nutzen seyn können.

Quintin war bestürzt, entzückt, und vermochte nicht gleich zu antworten, dann aber stotterte er etwas von Huld, von unauslöschlichem Dank, und Margarethe fand mehr Beredsamkeit und Inhalt in diesen verworrenen Reden, und in dem Tone, mit welchem sie gesprochen wurden, als in der besten Predigt, die sie je gehört. Er hätte sie mit diesen abgebrochenen Worten, diesen von Seufzern halberstickten Lauten zu Vielem bereden können, was sie nicht verstanden und doch ihm zu Lieb gethan haben würde. Allmählig kehrte seine Besonnenheit zurück, und er vermochte es, sich ordentlich zu fassen, und ziemlich zusammenhängend über seinen Vorsatz zu erklären.

Aber jetzt erscholl die Glocke zum zweyten Mahle, und der Augenblick war da, wo die Messe beginnen, und die Zuhörer in der Kirche seyn sollten. Es mußte geschieden seyn, Brigitte ermahnte, Quintin stand wie ein Geächteter, der sein Todesurtheil empfangen sollte. Er war im Begriff, Margarethen auf lange — vielleicht auf immer zu verlassen; mächtig drängte es ihn, ihr zu Füßen zu sinken, und seine Verehrung zu gestehen. Ehrfurcht — Rücksicht auf seinen niedrigen Stand, und selbst der Ort, wo er sich befand, hielten ihn ab. Aber auch in ihre Augen traten Thränen; sie ge-

dachte des ernſten Moments, und daß es ihr Wort geweſen, das den Jüngling von ſeinem friedlichen Gewerbe, aus den Armen der Mutter, aus der Vaterſtadt in ein unbekanntes, unſicheres Leben trieb. Gern hätte ſie ihm ein Andenken dieſer Stunde gegeben, aber ſie hatte nichts bey ſich, als den Roſenkranz. Sie nahm ihn, wie er war, mit dem ſchön in durchbrochener Arbeit gefertigten ſilbernen Kreuze, reichte ihm denſelben, und ſprach: Gedenket meiner zuweilen, wenn ihr nach Antwerpen zurück denkt, und ſchließt mich in euer Gebeth! Ich will die heilige Meſſe für eure glückliche Reiſe hören. Mit dieſen Worten legte ſie den Roſenkranz in ſeine Hand, die ihn zitternd empfing; ſeine Kniee beugten ſich, er ſank ihr beynahe zu Füßen, er konnte nicht ſprechen, aber in den naſſen Blicken ſeiner blauen Augen, die durch Thränen zu ihr empor gerichtet waren, in ſeinen Zügen, worin ſich die heißeſte Liebe ausſprach, las ſie mehr, als ſeine Worte ihr ſagen konnten. Flüchtig, aber innig drückte ſie ihm die Hand, warf ihm noch einen Blick zu, und eilte in die Kirche. Quintin aber ſtand eingewurzelt an der Stelle, wo ſie ihm entſchwunden war, und ſah ihr noch ſo lange nach, als er eine Falte ihres Gewandes erblickte, und vermochte auch dann nicht

seinen Platz zu verlassen, bis die aus der Kirche strömende Menschenmenge ihm den Schluß der Messe kund gab. Jetzt fiel ihm die beglückende Möglichkeit ein, Margarethen auch noch einmahl zu sehen; aber er wagte es nicht, ihr zu begegnen. Bescheiden trat er hinter einen der Pfeiler an der Vorhalle zurück. Jetzt kam sie, und zwey angesehene Frauen gingen mit ihr; doch glaubte er zu bemerken, daß ihr Blick seitwärts nach der Stelle zu streifte, wo er stand, und daß ihr Schritt einen Augenblick stockte. Er war glückselig genug, und in diesem Momente überzeugt, er könne nie einer größeren oder bestimmteren Gunst bedürfen, und so sandte er ihr fromme Gebethe und Segnungen nach, die er mit heißer Inbrunst vom Himmel für sie erflehte.

Am andern Tage fand er sich, wie ihm geboten worden, in Meister de Brindts Werkstätte ein, der ihn gütig aufnahm, sein Vorhaben lobte, mit ihm über seine Arbeiten sprach, und ihm manchen nützlichen Wink ertheilte. Zuletzt händigte er ihm zwey Briefe, einen nach Brüssel an Rogier van der Weyde, den andern an Hugo van der Goes in Brügge ein, beyde Schüler des großen van Eyk; auch rieth er ihm, den berühmtesten aus dieser Zahl, Meister Hanns Hemmelink,

aufzusuchen, der sich zwar damahls nicht in den Niederlanden, sondern in der prächtigen deutschen Reichsstadt Kölln am Rhein aufhielt, wo er beschäftigt war, den kostbaren Reliquienkasten der heiligen Ursula mit Miniaturgemählden zu schmücken. Dankbar und froh gerührt empfing der Jüngling diese Briefe und Rathschläge, und erkannte darin die Hand der sorgsamen Freundschaft, die für ihn gewaltet hatte. Sie selbst aber, die geliebte Jungfrau, erblickte er nicht, das verboth Zucht und Sitte der Zeit. Aber wie er über die Treppe herab stieg, dünkte es ihm, als sähe er sie auf dem kleinen offenen Gange, der sich um den Hof des Hauses zog, über das Geländer gebückt, stehen, als blicke sie nach der Treppe. Unmöglich konnte er durch die Eisenstäbe und kleinen Scheiben des Fensters ganz klar unterscheiden, ob sie es war; aber schon die Möglichkeit, daß sie es, und daß sie um seinetwillen da sey, goß entzückende Freude in seine Brust. Er blieb stehen, er ließ sich auf die Kniee nieder, und richtete ein Paar Augenblicke, wie zu seiner Schutzheiligen, sein Gebeth zu ihr; dann erhob er sich, und eilte wonnetrunken seiner Hütte zu.

Nun hatte er erreicht, was weit über seine Wünsche ging, und er beschloß, die gewählte Laufe-

bahn je eher je lieber zu beginnen. Nachdem er zu Hause Alles aufs Beste geordnet, für die trauernde Mutter gesorgt, einen recht schmerzlichen Abschied von ihr genommen und auch versprochen hatte, so oft als möglich Nachrichten von sich nach Antwerpen gelangen zu lassen, schnürte er am dritten Tage nach dem ihm so ehrenvollen Besuche bey Meister de Vrindt seinen Bündel, und wanderte am frühen Morgen durch die Straße, wo Margarethe wohnte, nicht ohne eine Weile dem Fenster, aus dem er sie so oft blicken gesehen, gegenüber stehen zu bleiben, um ihr noch einmahl im Herzen das heißeste Lebewohl zu sagen. Dann ging er dem Kaisersthore zu, und schlug die Straße nach Brüssel ein, wo er das erste Empfehlungsschreiben des Meisters de Vrindt abzugeben, und die Anfangsgründe seines Unterrichts zu legen gedachte. Was dann weiters aus ihm werden sollte, wollte er Gott und seinen Waltungen überlassen.

Quintin war nun fort, und es kostete Margarethen bittere Thränen, als Frau Brigitte am Nachmittage desselben Tages, wo er die Stadt verlassen hatte, unmittelbar von einem Besuche bey seiner Mutter, zu ihr kam, und ihr erzählte, was der gute junge Mensch noch gethan und gesagt, wie

er mit der ſtrengſten Selbſtverläugnung für ſeine Mutter geſorgt, nur das Nothwendigſte mit ſich genommen habe, und wie er ſie, Frau Brigitten, bitten laſſen, ihm doch durch die Mutter zuweilen Nachrichten von ſeinen Bekannten und Gönnern in Antwerpen zukommen zu laſſen.

Margarethe verſtand dieſe Bitten nur zu gut, aber ſie ſchwieg, und bewahrte Alles, was dieſe letzten Tage geſchehen war, tief in ihrem Herzen.

De Bos ſtand ſich nicht zum Beſten bey dieſer Stimmung ſeiner Auserwählten. Hatte ſie ihn vorher mit Gleichgültigkeit behandelt, ſo war ſie nun ganz kalt geworden, und ließ ihm dieſe Kälte ſo deutlich merken, daß alle ſeine Selbſtzuverſicht und Eitelkeit nicht mehr ausreichte, dieß Benehmen zu ſeinen Gunſten auszulegen, und er deßhalb ängſtliche Klagen bey ihrem Vater führte. De Vrindt hatte zwar längſt ſeine Meinung von dem innern Weſen ſeines künftigen Eidams um Vieles herabgeſtimmt, da ſich deſſen Geckenhaftigkeit und Eigendünkel ſo ſichtbar in allen ſeinen Reden und Handlungen zeigte; dennoch ſchien ihm die Kunſtfertigkeit und das Vermögen desſelben immer vieler Rückſicht werth. Er wurde ungehalten auf Margarethen, er machte ihr Vorwürfe und Vorſtellungen, es gab manchen unan-

genehmen Auftritt zwischen Vater und Kind, Braut und Bräutigam, aber Margarethe blieb standhaft, und de Brindt, der sein einziges, sonst so gutes Kind herzlich liebte, gab endlich nach, und beruhigte sich über diese zerstörte Hoffnung mit dem Gedanken, daß es bey Margarethens Schönheit und Jugend an künftigen Werbern nicht fehlen werde.

Ein Jahr war bereits vergangen, seit Quintin aus Antwerpen fortgezogen war. Margarethe lebte still bey ihrem Vater, und suchte so viel wie möglich, sich den Augen und Anwerbungen der jungen Herren in Antwerpen zu entziehen. Wohl räumte sie noch täglich die Arbeitsstube ihres Vaters auf, doch trat sie nun nicht mehr täglich ans Fenster, und blickte nicht mehr nach der Schmiede hinüber — oder wenn sie es that, so standen ihr die Augen voll Wasser; denn der, den sie sonst so oft und so gern sah, war nicht mehr darin. In ihrem Herzen hatten seine Liebe, seine Ergebung, sein heldenmüthiger Entschluß, endlich selbst seine Wohlgestalt und der Ausdruck seiner Blicke während der Unterredung an der Kirchthüre einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Überall, wo sie ging und stand, blickten sie seine blauen Augen sehnsuchtsvoll und von Thränen überschleyert an, überall hörte sie noch den Klang seiner Stimme. Sie bedachte, was er gelitten haben müsse, und noch leide, daß er um ihrentwillen seine Mutter, seinen Geburtsort verlassen, und, durch ihr Wort getrieben, nun in der Fremde herum irre, vielleicht mit Mangel kämpfe, vielleicht irgendwo krank und hülflos darnieder liege. So erzeugte sich nach und nach in ihr der Zweifel, ob sie nicht schuldig sey, so viele Treue zu belohnen, und ihm, der doch nur um ihrentwillen sich all diesem Ungemach und dieser Beschwerde aussetzte, den Preis seiner Anstrengungen treu aufzubewahren.

Auch seine Mutter vermißte ihren Trost, ihre Stütze. Es schien Margarethen nicht mehr als billig, der Frau, die durch sie einen solchen Verlust erlitten, denselben, so viel sie konnte, zu vergüten; denn ersetzen? — Ach, wer ersetzt einer Mutter einen Sohn, und einen so dankbaren braven, wie Quintin! Darum, und auch um von Zeit zu Zeit zu erfahren, ob Nachricht von ihm da sey, sandte sie Brigitten zur alten Frau Messis mit kleinen Gaben und der Verheißung, daß sie während der Abwesenheit ihres

Sohnes von einem Freunde desselben, der aber unbekannt zu bleiben wünschte, nicht verlassen werden sollte.

Im Anfange der Reise, so etwa durch das erste Jahr, ging das Alles auch ganz gut. Quintin hielt sich damahls in den niederländischen Städten, Brüssel, Gent, Brügge, auf, wo zu seiner Zeit die berühmtesten Meister in der Mahlerkunst lebten, Schüler bildeten, und wer aus Frankreich oder Deutschland Etwas lernen wollte, nach den Niederlanden reiste, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Da gab es nun, obgleich Quintin, wie so Viele seiner Zeitgenossen, des Schreibens noch nicht kundig war, gar manche Gelegenheit, durch einen Mitbürger, einen reisenden Handwerker, einen Kaufmann, den seine Geschäfte nach Antwerpen führten, der Mutter Grüße oder auch kleine Unterstützungen, die er sich durch seine Arbeiten erworben, zukommen zu machen, und es fehlte auch nicht an manchem bedeutenden Wort für Frau Brigitte, das diese dann am gehörigen Orte anzubringen nicht versäumte. Auch vernahm man auf diesem Wege, daß Quintin das Rechte und seiner Natur Zusagende ergriffen, daß er unglaubliche Fortschritte in seiner Kunst mache, und von seinen Lehrern überall nicht bloß

um ſeiner ſeltenen Anlagen, ſondern auch um ſeines ſittlichen Benehmens willen geachtet ſey, und die Matrone vergoß dann Freudenthränen, und gelobte Gott, die Schmerzen der Abweſenheit um einen ſolchen Sohn dieſer Freude wegen geduldig zu ertragen; ein Vorſatz, den ſie eben ſo oft mit dem Kopfe machte, als ihn das Mutterherz in ſeinem Jammer um den Entriſſenen, Einzigen, wieder brach.

Aber die Entfernung wuchs. Quintin ging nach Cölln, er ging über den Rhein, und beſuchte die Städte, die Abteyen, die Kirchen und Schlöſſer an ſeinen ſchönen Ufern, um alles Sehenswürdige zu betrachten, zu copiren, mit deutſchen Meiſtern ſich zu beſprechen, und ſo allmählig in ſeiner Kunſt ſich immer mehr zu vervollkommnen. Nun kamen die Nachrichten ſelten, ja ſie blieben nach dem Ende des zweyten Jahres ganz aus, und die betrübte Mutter und die trauernde Geliebte hatten nicht einmahl die Beruhigung zu wiſſen, ob der ferne Freund noch lebe.

Daß er aber, wenn er noch lebe, ſie auch liebe, das war Margarethen unumſtößlich gewiß, und ſeit jenen Nachrichten von ſeinen Fortſchritten in der Kunſt, ſeitdem das Lob ſeiner Arbeiten ſich bereits hier und da zu verbreiten anfing,

und auch in de Vrindts Werkstätte drang, der sich höchlich darüber freute, ohne zu ahnen, welchen Antheil sein Haus an der Bildung dieses neuen Kunstgenossen habe, seit jener Zeit erhob auch die Hoffnung ihr Haupt in Margarethens Brust, und die Möglichkeit, an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, welche ihr einst selbst so phantastisch dünkte, wurde nach und nach zur Wahrscheinlichkeit.

Aber sie hatte noch einen sehr schlimmen Stand, und um ihrer Liebe willen Manches zu leiden. Während der drey Jahre hatten sich, so eingezogen sie lebte, doch einige Freyer um das schöne, reiche Mädchen eingefunden, und da sie Jeden ausschlug, an Jedem mit Grund oder Ungrund Etwas auszusetzen fand, und es bald den Anschein hatte, als dächte sie als Jungfrau zu leben und zu sterben, da wurde der alte de Vrindt endlich auch erbost, die Geduld, mit der er bisher den Launen und dem Eigensinne seiner Tochter, wie er es nannte, zugesehen, riß ihm, Jahre und Kränklichkeiten kamen dazu, ihn noch bitterer zu stimmen; er glaubte sich dahin gebracht, jedem Troste in seinem Alter, und der süßen Beruhigung, sein geliebtes Kind bey seinem nahen Tode in den Armen eines braven Mannes glücklich zu wissen, entsagen zu müssen, und seine ehemahlige Liebe und Freundlichkeit zu Mar-

garethen machte nun einem mürrischen Wesen Platz, das des Mädchens Tage verkümmerte. Auch die alte Base war mißvergnügt, und verschonte sie nicht mit Vorwürfen, wenn ein Tag sich wie der andere gehaltlos abwickelte, jeder Wechsel, wie jede Freude aus dem todtstillen Hause verbannt schien, und die lieblichste Hoffnung älterer weiblicher Verwandten, den jüngeren den Brautkranz zu flechten und die Ausstattung zu besorgen, sich wie in Rauch und Nebel verlor.

Margarethe trug das Alles mit stiller Geduld, und hielt fest im Glauben und in der Treue an dem Geliebten, bis endlich gegen Ende des dritten Jahres, als nun so viele Monathe verflossen waren, seitdem kein Laut von dem Entfernten mehr zu ihnen herüber drang, auch ihre Fassung wich, ihre Hoffnung die müden Flügel senkte, und der Gedanke, daß er todt sey, oder doch nach Männerart, wovon ihr die Base so viel vorsagte, seinen Sinn in der langen Zeit geändert haben könnte, allmählig mit immer herberem Schmerz in ihre Seele drang, und wie ein geheimer Wurm an der Blüthe ihrer Jugend nagte.

Das vierte Jahr seit Quintins Abreise war angefangen, und bereits einige Monathe darüber,

als an einem Sonntage Meister de Vrindt, aus Predigt und Hochamt zurückkehrend, von der alten Magd, die indessen das Haus gehütet hatte, erfuhr, es sey ein Fremder da gewesen, der nach ihm gefragt, sich in die Arbeitsstube habe führen lassen, dort eine Weile gewartet habe, und weil der Meister so lange ausgeblieben, fortgegangen sey, mit dem Bedeuten, er werde später wieder kommen.

Ein solcher Besuch war bey dem vielbekannten und geachteten Meister de Vrindt eine so gewöhnliche Erscheinung, daß dieser weiter nicht darauf achtete, und ohne etwas zu erwiedern, in seine Schlafkammer ging, die Sonntagskleider auszog, die schöne Sammtmütze mit einer gewöhnlichen vertauschte, und dann in seine Werkstätte ging, um, da der Tag des Herrn ihm zu arbeiten untersagte, Einiges unter seinen Bildern zu ordnen und aufzuräumen. Auf der Staffeley stand noch von gestern die halbvollendete Tafel, eine Verkündigung Mariä, und der Künstler konnte nicht umhin, im Vorbeygehen dabey stehen zu bleiben, und wohlgefällig den Ausdruck in der Gestalt der schüchternen, erschrockenen Jungfrau, die Engelsmilde und stille Hoheit in den Zügen, und die Demuth in der Stellung der über der Brust gekreuzten Hände

zu betrachten, womit sie eben die Worte: Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Willen! auszusprechen schien. Da erblickte er an dem Goldfinger der heiligen Jungfrau einen Ring, den er nicht hingemahlt. Er erstaunte, er trat hinzu; mit ungemeiner Kunst und einer täuschenden Wahrheit war der goldene Fingerreif, mit hellen Edelsteinen besetzt, um den zarten Finger hingezaubert, und de Vrindt wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, den kühnen Einfall des Unbekannten, etwas auf einem fremden Bilde zu mahlen, oder die Kunst, mit welcher hier Edelsteine und Gold dargestellt waren, und in dieser Kleinigkeit einen großen Künstler kund gaben.

Was ist das? rief er jetzt: Wer hat das gethan? Wer ist hier gewesen? Sein Rufen zog die Magd ins Zimmer; ein scharfes Examen wurde angestellt — es war Niemand in's Arbeitszimmer gekommen, als sie, und der oben erwähnte Fremde. „Wer war das? Wie sah er aus? — Die Magd mußte beschreiben. Ein stattlicher großer Mann von einigen zwanzig Jahren dem Ansehen nach, von blauen Augen und gelben Haaren, mit starken aber angenehmen Zügen, deren Ausdruck etwas Stilles und Schwermüthiges hatte.

Sein Anzug war schwarz gewesen, mit dunkelbraunem Unterkleide und Wamms, einfach aber höchst sauber; auf dem Kopfe hatte er eine tiefblausammtne burgundische Mütze mit leichter Goldverbrämung gehabt, und um die Mitte einen einfachen Gürtel, an dem ein schönes Schwert mit blankem Kreuzgriff von Stahl hing.

Meister de Brindt wußte diese Beschreibung mit keinem seiner Antwerpner Bekannten zusammen zu reimen; auch versicherte die Magd, den Herrn nie vorher gesehen zu haben. De Brindt vermuthete also einen fremden Meister, und freute sich darauf, einen Künstler kennen zu lernen, der, nach der kleinen Probe zu urtheilen, kein gemeiner Mahler seyn konnte.

Er eilte sogleich hinunter ins Zimmer seiner Muhme und Tochter, und erzählte ihnen mit vieler Lebhaftigkeit den Vorfall, beschrieb ihnen Gestalt und Kleidung des Unbekannten, wie die Magd sie ihm geschildert hatte, und forderte sie auf, ihm in sein Atelier zu folgen, und den wunderbaren Ring selbst zu besehen. Aber in Margarethens Seele war aus des Vaters Beschreibung ein Blitz gefallen, der ihr in Entzücken und Angst, in Furcht und Hoffnung eine Ahnung aufgehen ließ, wer wohl der kunstreiche

Fremde seyn könnte, der sich so geheimnißvoll betragen, und eine so seltsame Spur seiner Anwesenheit hinterlassen hatte? Sie bebte, ihr Inneres war in Aufruhr, und dennoch schalt sie ihre Leichtgläubigkeit und träumerische Hoffnung.

Nun waren sie an die Staffeley gekommen. Die Base zog die Brille heraus, und stellte sich so, daß Margarethen jeder Blick auf das Bild verwehrt war. Lange betrachtete, und bewunderte und verwunderte sie sich über die Schönheit der gemahlten Edelsteine, und meinte, ein solches Kleinod würde die Hand einer königlichen Braut nicht verunzieren, — Margarethens Herz schlug hoch bey diesem Worte — und endlich glaubte sie, dort, wo die Steine sich an die künstlich getriebene Goldarbeit schlossen, stehe etwas wie Buchstaben. Nun hielt es Margarethe nicht länger aus, sie schob die Base weg, sah und sah, und unter lauten Herzensschlägen meinte auch sie, in halb unsichtbarer Kleinheit ein verzogenes Q und M zu sehen, wie es schon vor Jahren auf den Heiligenbilderchen gestanden hatte. Jetzt war es um ihre Kraft und ihre Fassung geschehen, sie glaubte Alles zu erkennen, den unbekannten Meister, seine Treue, seinen Wunsch, und die zarte Art der Werbung. Unfähig sich auf-

recht zu erhalten, ſank ſie auf einen Stuhl neben der Staffeley, ihre Todesblaſſe erſchreckte den Vater und die Baſe, man ſprang ihr bey, die Baſe lüftete ihr die Schnürbruſt, der Vater eilte, einen Fenſterflügel aufzureißen; denn er zweifelte nicht, der Öhlgeruch in der geſchloſſenen Stube habe ſein ſchon ſeit längerer Zeit kränkelndes Kind angegriffen. So wie der Fenſterflügel geöffnet war, hörten ſie auch an der Hausthüre klingeln, in ein paar Minuten öffnete die Magd die Zimmerthüre, und herein trat der Fremde, eine edle, lange Geſtalt, in einfacher, aber koſtbarer Kleidung, verneigte ſich anſtändig, und es ſchien, als fehle ihm die Macht oder den Muth zu ſprechen. Margarethe ſtarrte ihn an, ſie hatte ihn auf den erſten Blick erkannt, ſie zitterte, und hielt ſich mühſam an der hohen Stuhllehne, hinter der ſie halb verborgen ſtand.

De Vrindt brach das allgemeine Schweigen zuerſt, indem er auf den Fremden zuging, und ſich höflich erkundigte, mit wem er die Ehre habe, zu ſprechen.

Ihr kennt mich nicht mehr, Meiſter de Vrindt, begann dieſer, und ich begreife es wohl. — Quintin Meſſis, der arme Schmiedegeſelle, der vor mehr als drey Jahren —

Iſts möglich? Herr Meſſis! rief der Alte,

und die Base trat mit vor Verwunderung zusammengeschlagenen Händen näher. Herr Messis! rief auch sie: Unser ehemahliger Herr Nachbar! Wer hätte euch in dieser Gestalt wieder erkannt?

Es ist manche Veränderung mit mir vorgegangen, erwiederte er, und ein feines Lächeln spielte um seine Lippen. — Eins aber, fuhr er fort — und seine Augen wendeten sich mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe auf Margarethen, die noch immer zitternd am Sessel stand — Eines hat sich nicht in mir verändert, und Gott gebe, daß ich hier auch Alles finden möge, wie es vor drey Jahren war!

Gewiß, lispelte jetzt Margarethe, indem sie ihren Platz verließ, es wird sich gewiß Alles, was euch werth war, noch so finden, wie es gewesen. Eure Frau Mutter ist wohl.

„Gottlob! Ich habe sie gesund und heiterer gefunden, als ich sie verlassen; unsichtbare Engel haben sich ihrer angenommen. — Er blickte Margarethen an, sein Auge glänzte durch Thränen des Dankes, der Liebe“ —

Aber wie erkläre ich mir die Umgestaltung eures Äußern, mein wertheſter Herr Messis? unterbrach der Alte etwas ungeduldig das bedeutsame Gespräch der Liebenden, das er nicht verstand.

„Erinnert euch noch der letzten Unterredung, verehrter Meister! die wir hier in diesem Zimmer hatten, und wie ihr mir gütig die Empfehlungsschreiben an eure Kunstfreunde, van Eyks Schüler in Brüssel und Brügge, mitgabt. Eure Ermahnungen, eure Empfehlungen sind auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Ich bin ein Mahler geworden, ich habe schon Manches gefertigt, und kann sagen, daß ich mit dem Erfolge meiner Arbeiten zufrieden seyn darf. Nun bin ich in meine Vaterstadt zurückgekehrt, denke die mancherley Bestellungen, welche ich auf meinen Reisen in den Niederlanden sowohl als im deutschen Reiche bekommen, hier zu vollenden, und an der Seite einer braven und geliebten Mitbürgerinn ein glücklicher Gatte und Hausvater zu werden.“

Nun, das ist brav, das freut mich, rief der Alte, und umarmte froh den neuen, unvermutheten Kunstgenossen. — Und seyd ihr es gewesen, der heute hier war, und mir dort — er wies auf die Staffeley — eine Probe eurer Kunst gelassen hat?

Mit Gunst, Meister de Vriendt! Ich war es, und ich bitte euch, die Kühnheit zu verzeihen, mit der ich es gewagt, euer schönes Werk zu bepinseln.

O sprecht nicht so! Der Ring ist meisterlich ge-

mahlt, und beweiß, daß ihr was Tüchtiges gelernt habt.

„Es iſt auch mein Nahmenszug darin.“

Ich habe ihn geſehn, ich habe ihn erkannt, rief Margarethe ſchnell, und erröthete bis unter die Locken über ihren voreiligen Ausruf.

Der Vater aber ſah ſie und Meſſis ſcharf an. Es fing an eine Ahnung in ſeiner Seele zu dämmern — des jungen Mannes Beſuch, manche ſeiner Reden, das hingemahlte Kleinod, die Verwirrung ſeiner Tochter — er ſchwieg, und betrachtete Beyde lang, und lächelte ſonderbar.

Aber Meſſis faßte ein Herz. Er trat auf den Alten zu: Meiſter de Vrindt! Ich ſehe, ihr fangt an die Wahrheit zu errathen. Ja, ich liebe eure Tochter; ihr Wort hat mich vor drey Jahren vom Ambos an die Staffeley getrieben; um ihrentwillen, um ſie einſt beſitzen zu können, bin ich Mahler geworden. Ob ich meine Kunſt verſtehe, werdet ihr, Meiſter de Vrindt, am beſten beurtheilen können, und ſo bin ich jetzt hier, und erbitte mir von euch Margarethens Hand, falls ihr Herz nicht in der langen Zeit ſich von dem unbekannten armen Schmiedegeſellen gewendet hat.

Vrintins Stimme zitterte, wie er dieſe letzten Worte ſprach, ſein blaues Auge hing wieder

mit demselben Ausdrucke der Zärtlichkeit, der Sehnsucht und Treue an ihr, wie bey der letzten Unterredung an der Frauenkirche. — Ihr Herz war überwältigt — drey Jahre der Trennung, des Kummers versanken vor ihren Blicken, jene Vergangenheit reihte sich dicht an diese Gegenwart, Quintins Liebe war dieselbe, die sie vor drey Jahren gewesen, und auch in ihrer Brust war keine Änderung vorgegangen. So reichte sie ihm die Hand, aber nur ihr Druck, und nur die Blicke ihrer von Thränen überströmenden Augen vermochten zu sprechen, ihr Mund schwieg, das Übermaß der Freude, der Liebe machte sie stumm.

De Brindt war zwar sehr durch Alles verwundert, was er sah und hörte; aber er war es nicht minder zufrieden, besonders da er nach und nach die Arbeiten seines wackern Eidams sah, von ihm vernahm, wie viel er sich schon durch seine Kunst Ruhm und Geld erworben, und wie ansehnliche Bestellungen er hatte.

Aber nicht minder als er freuten sich die gute Base, der nun doch der Trost wurde, ihrer Nichte den Brautkranz zu schmücken, und Frau Brigitte, die keine unbedeutende Rolle bey dem Schicksale der Liebenden gespielt, und welcher Beyde den Antheil, welchen ihre dienstfertige Freund-

schaft an ihrem Glücke gehabt, mit freygebiger Hand belohnten. Margarethen aber steckte der glückliche Bräutigam am Hochzeittage genau einen solchen köstlichen Ring, mit bunten Edelsteinen besetzt, an den Finger, wie er den heiligen Jungfrau an die Hand gemahlt.

So ward Quintin Messis aus einem Schmied ein Mahler, der glückliche Gatte eines vortrefflichen treuen Weibes, ein geachteter Mitbürger seiner Vaterstadt, ein Mann, den noch nach Jahrhunderten die Nachwelt unter den berühmtesten Mahlern seiner Zeit mit Achtung nennt. Viele Gemählde von ihm sind noch vorhanden, und zieren öffentliche und Privatsammlungen; auf den meisten lächeln uns noch die Züge seiner geliebten Margarethe an; denn der treue Gemahl verklärte diese seine erste und einzige Liebe durch allen Zauber seiner Kunst. Eines seiner berühmtesten Bilder war die Abnahme vom Kreuze, die er für die Tischlergilde in Antwerpen gefertigt, und um deren Besitz Philipp der Zweyte von Spanien lange, aber vergeblich buhlte.

Er hinterließ unter seinen Kindern an Johann Messis einen Schüler und Nachfolger in der Kunst, der es aber nicht so weit wie sein Vater brachte. Glücklich und geachtet, und außer der

Mahlerey auch noch in der Tonkunst gelehrt und ausgezeichnet, erreichte er ein Alter von neun und siebenzig Jahren, und seine Vaterstadt ehrte dankbar sein Andenken durch das ihm an der Frauenkirche gesetzte Denkmahl, worauf sein in Stein gehauenes Profil, und die bedeutsame Aufschrift zu sehen ist:

Connubialis amor ex mulcibre fecit Apellem.

Inhalt.

	Seite
I. Der Einsiedler auf dem Monserrat. . . .	5
II. Horimir. (Böhmische Sage.)	97
III. Quintin Messis.	151